

Die fröhliche Wissenschaft

I Überblickskommentar

1 Entstehungs- und Druckgeschichte

Die Entstehung der Erstausgabe von FW zog sich nicht lange hin; N. konnte das hohe Tempo halten, in dem er bereits seine vorangehenden Werke verfasst und veröffentlicht hatte: Ebenso wie er auf den Ende 1879 (vordatiert auf 1880) publizierten ‚zweiten Nachtrag‘ *Der Wanderer und sein Schatten* (WS) zu seiner Schrift *Menschliches, Allzumenschliches* (MA) schon im Sommer 1881 die *Morgenröthe* (M) folgen ließ, schickte er dieser, wiederum nur ungefähr ein Jahr später, sein neues Buch hinterher: Die Erstausgabe erschien am 10. September 1882 im Verlag von Ernst Schmeitzner in Chemnitz, nachdem N. die ersten Vorabexemplare schon am 20. August erhalten hatte (vgl. Schaberg 2002, 121). Der enge entstehungsgeschichtliche Zusammenhang von FW vor allem mit dem vorangehenden Werk M zeigt sich schon daran, dass N. zunächst noch an eine „Fortsetzung der ‚Morgenröthe‘“ dachte, wie es in einem nachgelassenen Notat mit dem datierenden Zusatz „Genova. Januar 1882“ heißt (NL 1882, 16[1], KSA 9, 659, 1f.; Handschrift in M III 6, 276). Entsprechend schrieb er bereits am 18. Dezember 1881, sechs Monate nach Erscheinen der – fünf ‚Bücher‘ umfassenden – M, aus Genua an seinen Freund und Zuarbeiter Heinrich Köselitz alias Peter Gast: „Wünschen Sie mir Glück und helles Wetter! ich nehme die Feder zur Hand, um das letzte Manuscript zu machen (die Schreibmaschine trifft erst in einem Vierteljahre ein). Es gilt der Fortsetzung der ‚Morgenröthe‘ (6. bis 10. Buch).“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 180, S. 150, Z. 10–13) Abermals war demzufolge von Anfang an eine Schrift in fünf Büchern geplant – in genauer Entsprechung zum ‚ersten Teil‘ von M.

Allerdings trug sich N. schon wenig später mit dem Gedanken, zunächst nur, unter Rückgriff auf ‚Materialreste‘ der Arbeit an M aus dem Sommer 1880 und neuere Aufzeichnungen aus der Zeit von Frühjahr bis Herbst 1881, die ersten drei Bücher (also das 6. bis 8. Buch) von *‚Morgenröthe II‘* zu verfassen und mit der Ausarbeitung der beiden letzten Bücher (9 und 10) noch bis zum Winter 1882/83 zu warten. So meldet er im Brief vom 25. Januar 1882 an Köselitz nicht nur Vollzug – die ersten drei Bücher seien bereits fertig –, sondern kündigt zugleich eine schöpferische Arbeitspause an, die nötig sei, um Kraft für das Aussprechen insbesondere *eines* neuen Gedankens zu sammeln: „Ein paar Worte über meine ‚Litteratur‘. Ich bin seit einigen Tagen mit Buch VI, VII und VIII der ‚Morgenröthe‘ fertig, und damit ist meine Arbeit für diesmal gethan. Denn Buch 9 und 10 will ich mir für den nächsten Winter vorbehalten – ich bin noch nicht reif genug für die elementaren Gedanken, die ich in diesen Schluß-Büchern darstellen will. Ein Gedanke ist darunter, der in der That ‚Jahr-

tausende‘ braucht, um etwas zu werden. Woher nehme ich den Muth, ihn auszusprechen!“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 190, S. 159, Z. 34–41) Wie schon der Hinweis auf „Jahrtausende“ nahelegt, dürfte mit diesem Gedanken die ‚ewige Wiederkunft des Gleichen‘ gemeint sein, wie sie im vorletzten Abschnitt des Vierten Buchs FW 341 in Form eines Gedankenexperiments gestaltet wird. Wenngleich das noch nicht unter der prominenten Formel geschieht, so findet sich diese doch bereits in einer auf „Anfang August 1881 in Sils Maria“ datierten Nachlass-Notiz (NL 1881, 11[141], KSA 9, 494, 19; zu N.s frühesten Aufzeichnungen zur ewigen Wiederkunft im Vorfeld von FW vgl. Ansell-Pearson 2005c).

Offenbar hatte N. den „Muth“, jenen Gedanken „auszusprechen“, doch schon gefunden, und konnte auch darangehen, zumindest das geplante „Buch 9“ von *„Morgenröthe II“*, also das spätere Vierte Buch von FW, zu erstellen. Das handschriftliche Rohmaterial dazu lag ohnehin schon weitgehend in den von N. benutzten Notizbüchern bereit. Zwar heißt es noch im Brief an Franz Overbeck vom 29. Januar 1882: „Gestern sandte ich das neue Manuscript an Hrn. Köselitz nach Venedig ab. Es fehlen noch das 9^{te} und 10^{te} Buch, welche ich jetzt nicht mehr machen kann – es gehört frische Kraft dazu und tiefste Einsamkeit“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 192, S. 162, Z. 30–33). Trotzdem scheint N. zu dieser Zeit bereits an der Zusammenstellung des vorletzten Buchs gearbeitet zu haben; immerhin verschiebt er dessen Abschluss im selben Brief an Overbeck auch nicht mehr strikt auf den nächsten Winter, sondern erwägt ihn bereits für den kommenden Sommer. Darüber hinaus spricht die Äußerung gegenüber Köselitz im Brief vom 5. Februar dafür, dass der Arbeitsprozess zu diesem Zeitpunkt bereits im vollen Gange war, wenn es mit Bezug auf das im Brief seines Freundes vom 31. Januar aufgeworfene Problem des „Causalitäts-Sinnes“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 195, S. 166, Z. 29) heißt: „Ich [...] muß Sie auf das ‚9^{te} Buch‘ der *M(orgenröthe)* verweisen, damit Sie sehen, daß ich am wenigsten von den Gedanken abweiche, welche Ihr Brief mir darlegt“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 195, S. 167, Z. 33–37; um das Kausalitätsproblem geht es allerdings eher im Dritten Buch, vgl. bes. FW 112, FW 127 und FW 217).

Die Vermutung, dass N. die Konzeption des späteren Vierten Buchs von FW im Januar 1882 trotz anderslautender brieflicher Aussagen bereits in Angriff genommen hatte, erhärtet sich durch den (schon in M III 6, 276, hier aber offenbar als eigenen Werktitel-Entwurf notierten) Untertitel „Sanctus Januarius“ und das gleichfalls auf den „Januar 1882“ datierte Mottogedicht „Der du mit dem Flammenspeere ...“ (521, 2–11). Zumindest ergibt sich dadurch ein auffälliger werkbiographischer Zusammenhang zwischen diesem Monat und FW IV. N.s Briefe aus jener Zeit lassen erkennen, dass er den Januar 1882 als besonders glückliche Zeit erlebte – oder wenigstens seinen Briefpartnern so schilderte.

Wiederholt ist die Rede von den „Wunder[n] des schönen Januarius“ (an Köselitz, 29. 01. 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 191, S. 161, Z. 20; fast wortgleich am selben Tag an Overbeck, KSB 6/KGB III 1, Nr. 192, S. 163, Z. 52 f.), von „diesem schönsten aller Januare“ (an Franziska Nietzsche, 30. 01. 1882; KSB 6/KGB III 1, Nr. 194, S. 164, Z. 13 f.) sowie davon, dass dieser „Januar [...] der schönste meines Lebens“ sei (an Köselitz, 25. 01. 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 190, S. 160, Z. 62). Diese Hochstimmung ergab sich nicht zuletzt aus einem zwischenzeitlichen Nachlassen der Krankheitssymptome, über die N. kurz zuvor noch geklagt hatte. So berichtet er im Brief an seine Mutter und Schwester vom 28. Dezember 1881 von einem „der allerheftigsten Anfälle, der mich nachdenken gemacht hat“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 183, S. 152, Z. 2 f.), und noch die Postkarte an seine Schwester Elisabeth vom 8. Januar schließt mit dem Satz: „Ich bin wieder krank gewesen.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 186, S. 155, Z. 19) In den Tagen darauf besserte sich sein Gesundheitszustand ausweislich der Briefe jedoch merklich, N. genoss das milde, sonnige Wetter in Genua, das er als „einen solchen ‚Frühling‘“ (an Overbeck, 29. 01. 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 192, S. 163, Z. 51 f.) pries, und arbeitete aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Monat bereits an der Arrangierung des ‚9. Buchs‘, das ihm besonders wichtig werden sollte.

So erweist sich N.s spätere Aussage im Brief an Hippolyte Taine vom 4. Juli 1887, er „verdanke“ die Erstausgabe von FW „den ersten Sonnenblicken der wiederkehrenden Gesundheit: es [das Werk] entstand [...] in Genua, in ein paar sublimklaren und sonnigen Januarwochen“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 872, S. 107, Z. 43–46), als nachträgliche Selbststilisierung. Ältere Vorarbeiten zu den einzelnen Abschnitten von „Sanctus Januarius“ stammen ja, wie ein Blick in die Manuskripte zeigt, bereits aus der zweiten Jahreshälfte von 1881, und N. arbeitete noch bis zur Publikation im Sommer 1882 kontinuierlich weiter am Text der Erstausgabe von FW. Ein weiterer späterer Reflex auf jenen in physischer, klimatischer und schöpferischer Hinsicht ‚schönsten Januar‘ findet sich übrigens noch in der ‚Genesungs‘- und ‚Tauwind‘-Metaphorik der Vorrede zur zweiten Ausgabe von FW (1887). Die körperliche ‚Genesung‘ war jedoch nicht von langer Dauer: Schon im Schreiben an Overbeck vom 14. Februar 1882 klagt N. wieder über „immer sich ablösende Anfälle“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 198, S. 170, Z. 2).

Aus dem Gesagten lässt sich der Schluss ziehen, dass N. die im Januar 1882 schon längst vorangetriebene, wenngleich noch nicht abgeschlossene Arbeit am ‚9. Buch‘ (FW IV) bewusst verschwieg, um die Aufmerksamkeit seiner Freunde, die auch fast seine einzigen Leser waren, auf dieses Buch zu lenken. Es handelt sich höchstwahrscheinlich um eine kalkulierte Verzögerungsstrategie, die einen Überraschungseffekt bewirken sollte, als der zwar groß angekündigte, aber angeblich erst viel später fertigzustellende Werkabschnitt dann

doch plötzlich auftauchte. Während es mit dem ‚9. Buch‘ von *‚Morgenröthe II‘* also viel schneller ging als in Aussicht gestellt, sollte es mit dem ‚10. Buch‘ umgekehrt viel länger dauern: Das Fünfte Buch von FW erschien erst fast fünf Jahre später mit der zweiten Ausgabe von 1887, so dass daraus ein wesentlich erweitertes Werk wurde, das verschiedene Schaffensphasen umspannt oder durchwächst: die Zeit vor dem *Zarathustra* (Za) und nach *Jenseits von Gut und Böse* (JGB).

Wann genau N. von seinem ursprünglichen Plan einer Fortsetzung von M abrückte und sich dazu entschloss, stattdessen ein eigenständiges Werk mit dem Titel *Die fröhliche Wissenschaft* zu veröffentlichen, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Fest steht indes, dass N. auf der letzten Seite des Quarthefts M III 6 neben „Fortsetzung der / ‚*Morgenröthe*““ wohl Anfang/Frühjahr 1882 unter anderem auch notierte: „Die fröhliche Wissenschaft / (~~la~~ *Gaya Scienza*) / Von / Friedrich Nietzsche“ (M III 6, 276; den Untertitel „*la gaya scienza*“ realisierte N. dann erst in der Neuausgabe von 1887; vgl. NK FW Titel). Am 8. Mai 1882 bot er seinem damaligen Verleger Ernst Schmeitzner in Chemnitz zum ersten Mal FW zum Druck an: „Für den Herbst können Sie ein M(a-nu)s(crypt) von mir haben: Titel ‚Die fröhliche Wissenschaft‘ (mit vielen Epigrammen in Versen!!!)“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 224, S. 191, Z. 11–14). Offensichtlich meinte N., seinem Verleger mit dieser Ankündigung von Versen, hinter denen sich das „Vorspiel in deutschen Reimen“ mit dem Goethe entlehnten Haupttitel „‚Scherz, List und Rache.‘“ verbirgt, die verlockende Aussicht auf ein – im Gegensatz zu den früheren Büchern – publikumswirksames Werk zu eröffnen.

Bis zum Herbst sollte es allerdings gar nicht dauern, das Druckmanuskript für Schmeitzner herzustellen. N. lieferte noch schneller als versprochen. Schon am 26. Mai informierte er Schmeitzner aus Naumburg, wohin er sich kurz vorher zu diesem Zweck begeben hatte, dass mit dem Manuskript bald zu rechnen sei, fügte aber hinzu, dass es diesmal, anders als im Fall von MA und M, „kein Köselitzesches Manuscript für die Teubnersche Druckerei“ geben würde. N. nennt keine Gründe, sondern sagt nur, dass er stattdessen in Naumburg „einen alten Kaufmann, der banquerott ist, engagirt [habe] – meine Schwester und ich diktiren abwechselnd, es ist eine Thierquälerei für mich.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 232, S. 195, Z. 9–13) Die Einschätzung, es handle sich um eine „Thierquälerei“ verweist auf die großen Probleme, die diese Art der Manuskripterstellung mit sich brachte. Wiederholt klagt N. in den folgenden Tagen und Wochen darüber, dass der Text ohne die bewährte Hilfe von Köselitz „unedirbar“ sei, so etwa bereits im Brief an Paul Rée vom 29. Mai: „Das M(anu)s(crypt) erweist sich seltsamer Weise als ‚unedirbar‘. Das kommt von dem Princip des ‚mihi ipsi scribo.‘ –!“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 235, S. 199, Z. 18 f.) Dieselbe Klage äußert

er wohl am 10. Juni in fast identischem Wortlaut nochmals gegenüber Rée – paradoxerweise verbunden mit dem Hinweis auf den schon bald anstehenden Abschluss der Manuskriptherstellung. N.s Rede von der „Thierquälerei“ gewinnt noch einen zusätzlichen Hintersinn, wenn er schließlich gegenüber Lou von Salomé am 15. Juni erklärt: „M(anu)s(crypt) fertig. Durch den größten Esel aller Schreiber!“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 241, S. 205, Z. 17 f.) Dass er damit den angeheuerten Naumburger Kaufmann meint, geht nicht zuletzt aus dem Brief an Köselitz vom 19. Juni hervor, in dem er resümiert: „Die Quälerei der M(anu)s(crypt)-Herstellung, mit Hülfe eines banquerotten alten Kaufmanns und Esels, war außerordentlich: ich habe es geschworen, dergleichen nochmals über mich ergehen zu lassen.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 144, S. 208, Z. 17–20)

Die letzte Aussage spielt auch darauf an, dass sich N. zu dieser Zeit mit dem Gedanken trug, (vorerst) keine weiteren Bücher mehr zu schreiben, sondern im Herbst 1882 nach Wien zu gehen, um an der dortigen Universität erneut zu studieren, wie er Mitte Juli an Erwin Rohde schreibt (vgl. KSB 6/KGB III 1, Nr. 267, S. 226, Z. 4–8). Dementsprechend fragt er am 19. Juni doch bei Köselitz an, „ob Sie mir bei der Korrektur der ‚fröhlichen Wissenschaft‘ – meines letzten Buches, wie ich annehme – helfen **können** (vom ‚Wollen‘ rede ich nicht, mein alter Getreuer!)“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 244, S. 207, Z. 13–16) Am selben Tag benachrichtigt N. dann auch schon Schmeitzner, der Druck der *Fröhlichen Wissenschaft* in der Leipziger Druckerei Teubner könne und solle unverzüglich beginnen: „In den nächsten Tagen bekommen Sie den ersten Theil M(anu)s(crypt) der ‚fröhlichen Wissenschaft‘ – ich bitte dringend darum, daß der Druck bei Teubner **sofort beginnt**.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 245, S. 208 f., Z. 6–9) Der Druck bei Teubner und die Korrekturhilfe durch Köselitz liefen in den nächsten Wochen parallel zueinander, allerdings, zumindest was den ersteren betrifft, keineswegs zu N.s Zufriedenheit. Wie skrupulös dieser bei der Publikation seiner Schriften und insbesondere auch von FW war, zeigt sich unter anderem an den Worten, mit denen er Lou von Salomé im Brief vom 27./28. Juni über den Fortgang von Druck und Korrektur auf dem Laufenden hält: „Donnerstag kommt der erste Correcturbogen, und Sonnabend soll der letzte Theil des M(anu)s(crypts) in die Druckerei abgehen. Ich bin jetzt immer von sehr feinen Sprachdingen occupirt; die letzte Entscheidung über den Text zwingt zum scrupulösesten ‚Hören‘ von Wort und Satz. Die Bildhauer nennen diese letzte Arbeit ‚ad unguem.‘“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 251, S. 213, Z. 34–40)

Dass ein Autor mit solchen Ansprüchen an seinen Text von den Korrekturbogen nur enttäuscht werden konnte, versteht sich fast von selbst. Und so kam es denn auch. Unmittelbar nach dem Eintreffen des ersten Korrekturbogens mit dem „Vorspiel in deutschen Reimen“ sendet N. am 1. Juli einen verzweifelten Hilferuf an Köselitz: „Teubner (oder Schmeitzner?) macht Alles falsch. Das

M(anu)s(crypt) soll an Sie! Die Verse sind gräßlich durch Drucker und Setzer mißhandelt: ich schäme mich, daß Sie dies unverständliche Zeug zu sehen bekommen.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 253, S. 215, Z. 2–5) Nur einen Tag später erhielt N. dann weitere Korrekturbogen, kurz nachdem Köselitz seine Korrektur des Manuskripts abgeschlossen hatte, dessen letzten Teil der ungeduldige N. gleich am 3. Juli an Teubner weiterleitete, wie er an Schmeitzner schrieb: „heute soll der Rest des M(anu)s(crypts) zur Post, und zwar direkt in die Druckerei, damit keine Zeitversäumnis entsteht. Bis jetzt habe ich 3 Korrektur-Bogen.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 258, S. 218, Z. 2–4) Zugleich bemühte er sich an diesem wie am folgenden Tag, „Teubnersche Verwirrungen durch Telegramme wieder zurechtzubringen“ (an Franziska Nietzsche, 04. 07. 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 259, S. 218, 15 f.).

Doch auch damit war die Not der Drucklegung noch nicht zu Ende. Als in den nächsten Tagen keine neuen Korrekturbogen mehr eintrafen, berichtete N. seiner Mutter nur eine gute Woche später bereits von einer „[g]roße[n] Verzögerung der Drucksache“ (11. 07. 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 262, S. 220, Z. 3 f.). Auch als kurz darauf fünf weitere Korrekturbogen in Tautenburg eintrafen, sah sich N. noch veranlasst, über den langsam Fortgang des Drucks zu klagen, so in der Karte an Franz Overbeck vom 18. Juli: „Die Drucksache geht langsam, ich bin beim 8^{ten} Bogen.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 270, S. 230, Z. 8 f.) Das spiegelt aber eher N.s Ungeduld wider als eine tatsächliche Verzögerung des Drucks; N. konnte es kaum mehr erwarten, das fertige Buch endlich in Händen zu halten. Immerhin konnte er schon zehn Tage später Schmeitzner darüber informieren, dass er inzwischen den 13. Bogen von Teubner erhalten habe, wobei insgesamt mit höchstens noch drei weiteren Bogen zu rechnen sei. Zu dieser Zeit stand auch schon der Anzeigentext für die Rückseite des Umschlags fest, für den N. sich – passend zum Inhalt des Buchs, wie er meinte – „ein schönes Graurosa“ wünschte, so dass ihm nur noch blieb, Schmeitzner aufzufordern: „Die ersten drei fertigen Exemplare bitte sofort hierher!“ (28. 07. 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 274, S. 233, Z. 5–9)

Lange musste sich N. dann aber nicht mehr gedulden: Am 20. August erhielt er endlich die ersehnte Lieferung. So vermeldet er im Brief an Köselitz vom selben Tag freudig: „die ‚fröhliche Wissenschaft‘ ist eingetroffen; ich sende Ihnen sofort das erste Exemplar. Mancherlei wird Ihnen neu sein: ich habe noch bei der letzten Korrektur dies und jenes anders und Einiges hoffentlich besser gemacht.“ Insbesondere weist N. in diesem Zusammenhang auf „die Schlüsse des 2^{ten} und 3^{ten} Buches“ hin, die gegenüber dem Köselitz übersandten Manuskript mithin neu hinzugekommen sind, sowie vor allem auf das gesamte Vierte Buch (*Sanctus Januarius*), was dafür spricht, dass selbst der Korrekturhelfer es bis zum Schluss nicht zu Gesicht bekommen hat. „Namentlich“

will er von Köselitz wissen: „ist Sanctus Januarius überhaupt verständlich?“, woran er in Anbetracht seiner Erfahrung mit den Menschen „**ungeheuer**“ zweifle (KSB 6/KGB III 1, Nr. 282, S. 238, Z. 3–18). Vielleicht war die gesamte Schrift dem Lesepublikum nicht recht „verständlich“; jedenfalls sollte die Erstausgabe von FW wie schon die früheren Schriften N.s nur sehr schlechten Absatz finden: Von den tausend Exemplaren der gesamten Auflage konnten bis 1886 gerade einmal ungefähr zweihundert verkauft werden (vgl. Ernst Schmeitzner an N., 01. 07. 1886, KGB III 4, Nr. 387, S. 191, Z. 12).

Trotz (oder vielmehr auch wegen) der miserablen Verkaufszahlen seiner Werke plante N. bereits seit Herbst 1885, seine bis dahin publizierten Schriften – zunächst MA – in einer neuen Ausgabe erscheinen zu lassen, was allerdings durch Forderungen seines alten Verlegers Schmeitzner, von dem er sich inzwischen getrennt hatte, verzögert wurde. Der von N. für den schlechten Absatz verantwortlich gemachte Schmeitzner verlangte für alle übriggebliebenen Exemplare der bei ihm erschienenen Bücher die hohe Ablösesumme von 12.500 Mark (vgl. Brief an Franz Overbeck, 14. 07. 1886, KSB 7/KGB III 3, Nr. 721, S. 208, Z. 71–82). Nach langwierigen, schließlich gescheiterten Verhandlungen mit dem Leipziger Verleger Hermann Credner verständigte sich N. im Sommer 1886 mit Ernst Wilhelm Fritzsche, jenem anderen Leipziger Verleger, bei dem bereits die Erstausgabe der *Geburt der Tragödie* (GT) erschienen war und dem es Anfang August 1886 gelang, eine Einigung mit Schmeitzner zu erzielen und sämtliche Restexemplare aufzukaufen. Nachdem just zur selben Zeit im Verlag von Constantin Georg Naumann JGB „als ‚Appetitmacher‘ und Stomachicum für meine Art von Litteratur“ (an Fritzsche aus Sils-Maria, 24. 09. 1886, KSB 7/KGB III 3, Nr. 755, S. 256, Z. 23 f.) erschienen war, folgten dann schon Ende Oktober 1886 die Neuausgaben von GT und MA. Die Bücher wurden jedoch nicht neu gedruckt, sondern einfach mit anderen Titelseiten sowie nachträglich verfassten „Vorreden“ versehen. Dasselbe Verfahren, „die alten Bücher in [...] neuen sauberen Kleidern“ zu veröffentlichen (an Köselitz aus Nizza, 31. 10. 1886, KSB 7/KGB III 3, Nr. 770, S. 274, Z. 19 f.), kam auch bei den Neuausgaben von M und FW zur Anwendung, die dann zeitgleich im Juni 1887 fertig waren (vgl. Schaberg 2002, 188–192).

Insbesondere mit den neu entstandenen Vorreden, die ja eigentlich (im zeitlichen Sinn) Nachreden waren, wollte N. seinen früheren, bis dahin kaum gelesenen Werken gesteigertes Interesse verschaffen. So schrieb er Ende August/Anfang September 1886 aus Sils-Maria an Fritzsche, seine „ganze Litteratur“ sei bald „zum neuen Fluge fertig und neu ‚beflügelt‘ [...]. Denn diese ‚Vorreden‘ sollen Flügel sein!“ (KSB 7/KGB III 3, Nr. 740, S. 238, Z. 47–49). Dass mit dieser Flug- und Flügelmetaphorik auch ganz handfest ein beabsichtigter Aufschwung der Verkaufszahlen gemeint war, erhellt aus ihrer präzisierenden

Wiederverwendung im Brief an Köselitz vom 2. September: „Auf diese Weise hoffe ich den Büchern ein neues Interesse und, buchhändlerisch betrachtet, auch Flügel zu geben.“ (KSB 7/KGB III 3, Nr. 742, S. 243, Z. 28 f.) Über den bloß buchhändlerisch-ökonomischen Aspekt hinaus aber suchen die insgesamt fünf neuen Vorreden, von denen N. gar im Brief an Overbeck vom 14. November 1886 vermutet, es handle sich um die „beste Prosa, die ich bisher geschrieben habe“ (KSB 7/KGB III 3, Nr. 775, S. 282, Z. 28), die jeweils zentralen Themenfelder und Problemstellungen der einzelnen Werke von einer neu gewonnenen Reflexionsstufe aus in ein schärferes Profil zu heben und in ein helleres Licht zu stellen.

Die neue ‚Einkleidung‘ von FW beschränkt sich indes nicht nur auf die neu vorangestellte „Vorrede“ in vier Abschnitten, deren Korrekturbogen N. Anfang März 1887 an Fritzsche zurückschickte. Anders als bei den übrigen Neuausgaben nahm N. an diesem Werk weitere wesentliche Ergänzungen vor, weshalb Wolfram Groddeck etwas zugespitzt konstatiert, es sei damit „ein neues Buch“ entstanden, so dass es „nach 1887 zwei ‚Fröhliche Wissenschaften‘“ gab (Groddeck 1997, 185). Zumindest ist der *work in progress*- bzw. *patchwork*-Charakter des Werks unverkennbar: Hinzugefügt wurde neben der Vorrede das zwar von Anfang an, also schon 1882 geplante, aber erst im Herbst 1886 konkret in Angriff genommene Fünfte Buch mit dem Untertitel „Wir Furchtlosen“ sowie ein lyrischer „Anhang: Die Lieder des Prinzen Vogelfrei“, die zum Teil aus den (umgearbeiteten) Gedichten der im Mai 1882 erschienenen *Idyllen aus Messina* (IM) bestehen.

Darüber hinaus erhielt diese neue Ausgabe den provenzalischen Untertitel („*la gaya scienza*“), welcher in der 1882 erschienenen Erstausgabe noch fehlte, obwohl er bereits Anfang/Frühjahr neben ‚Reinschriften‘ zu FW in M III 6, 276 sowie in einer Aufzeichnung aus dem Nachlass vom Sommer 1882 auftaucht, in dem N. notiert: „Studien aller Art / zu / ‚die fröhliche Wissenschaft.‘ / (*la gaya scienza*)“ (NL 1882, 21[Titel], KSA 9, 681, 1–4; Handschrift in M III 2, 240). Brusotti 1997b, 380 f. vermutet sogar, N. habe ursprünglich den „provençalischen Titel“ vorgesehen und erst später der deutschen Übersetzung den Vorzug gegeben. Denn zum ersten Mal findet sich die Formel „**Gaya Scienza**“ in einem Nachlass-Notat aus dem Winter 1881/82; N. listet dort unter dieser Überschrift verschiedene provenzalische Liedarten auf (vgl. NL 1881, 11[337], KSA 9, 573, 1–7 sowie hierzu Campioni 2009b), wie er denn auch schon im Brief an Erwin Rohde aus Rapallo von Anfang Dezember 1882 mitteilt: „Was den Titel ‚fröhliche Wissenschaft‘ betrifft, so habe ich nur an die *gaya scienza* der Troubadours gedacht – daher auch die Verschen [FW Vorspiel].“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 345, S. 292, Z. 34–36) Allerdings zog N. bei der Vorbereitung der Neuausgabe noch alternativ die okzitanische Formel „*gai saber*“ als Untertitel von FW in Erwägung (vgl. NK FW Titel).

In textgenetischer bzw. druckgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswert ist insbesondere das seit Herbst 1886 verfolgte Projekt, der Neuausgabe von FW nun endlich auch das längst avisierte Fünfte Buch beizufügen, was auf N.s eigene Rechnung geschehen sollte. N. griff dazu nicht etwa auf älteres Material aus der Entstehungszeit der Erstausgabe zurück, sondern konzipierte einen völlig neuen und eigengewichtigen Werkabschnitt, der somit freilich aus einer anderen Schaffensphase stammt und dem Werk einen spezifischen Charakter als Aggregat von Texten aus N.s ‚mittlerer‘ und ‚später‘ Periode verleiht. Seinem neuen (und alten) Verleger Fritzsche sendet er das Manuskript des Fünften Buchs Ende Dezember 1886 aus Nizza mit dem Hinweis zu, es handle sich um den „Schlußtheil [...] der fröhlichen Wissenschaft, der von vornherein projektiert war und nur unter den Konsequenzen fataler Gesundheits-Zwischenfälle damals nicht fertig wurde“ (KSB 7/KGB III 3, Nr. 784, S. 296, Z. 9–12). Und gegenüber demselben Adressaten preist er das neu nummerierte Manuskript am 18. Februar 1887 folgendermaßen an: „Dies fünfte Buch der fröh(lichen) Wissenschaft ist äußerst inhaltsreich und wird, wie mir scheint, die Anziehungskraft des Ganzen bedeutend steigern.“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 801, S. 25, Z. 21–23) Auffällig erscheint demgegenüber die Art und Weise, wie N. die Bedeutung des Fünften Buchs nur wenige Tage vorher gegenüber Köselitz, der abermals bei der Korrektur helfen sollte, herunterspielt. „Seien Sie nicht böse, lieber Freund“, heißt es im Brief vom 13. Februar, „gerade dies Mal geht es nicht ohne Sie. Ich habe nämlich im letzten Oktober so geschwind wie möglich noch ein fünftes Buch zu besagter ‚Wissenschaft‘ hinzu gekritzelt [...] und bin jetzt selber einigermaßen neugierig, was ich damals eigentlich geschrieben haben mag.“ Besonders frappant aber ist die völlig äußerliche Begründung, die N. hier nachträglich für das ‚Hinzukritzeln‘ dieses neuen Werkabschnitts liefert: Er habe ihn lediglich geschrieben, „um dem Ganzen eine Art Gleichwerthigkeit mit der Morgenröthe zu geben, nämlich vom buchbinderischen Standpunkt aus“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 800, S. 23, Z. 7–14).

Eine ähnliche Tiefstapelei legt N. kurz darauf infolge eines Missverständnisses zwischen ihm und Fritzsche an den Tag, als dieser ihm den Korrekturbogen von FW Anhang versehentlich mit Seitenzahlen zukommen ließ, die direkt auf die Seitenzählung des Vierten Buchs folgten. N. dachte dabei nicht an einen Druckfehler, sondern glaubte, Fritzsche gebe ihm auf diese Weise zu verstehen, dass er kein Fünftes Buch für die Neuausgabe von FW wolle. N. reagiert scheinbar verständnisvoll, ja gleichgültig: „endlich [...] begreife ich, daß Sie die Vergrößerung der fröhlichen Wissenschaft durch das von mir projektierte ‚fünfte Buch‘ nicht wünschen [...]. Aber warum schreiben Sie mir das nicht einfach?“ Und derselbe Autor, dem sonst jede Drucklegung zur schier unerträglichen Qual wird, weil er es nicht erwarten kann, die fertigen Exemplare

endlich in den Händen zu halten, ruft sogar aus: „was liegt mir daran, ob Etwas von mir heute oder morgen gedruckt wird!“ – freilich nicht ohne in selbstverräterischer Ungeduld sogleich hinzuzufügen: „Das Einzige, was ich perhorresciere, ist dagegen, durch das monatelange verfluchte Warten um Zeit und gute Laune gebracht zu werden.“ (Brief an Fritzsche, 06. 03. 1887, KSB 8/KGB III 5, Nr. 813, S. 39, Z. 2–12) Dieselbe Ambivalenz zeigt sich auch in N.s Reaktion, als Fritzsche das Missverständnis alsbald aufklärt; er antwortet diesem: „Um so besser, wenn es sich nur um ein Mißverständnis handelt! [...] überdies sollten Sie wissen, daß ich Ihnen, Alles in Allem, sehr zugethan bin – wenn auch, im Einzelnen, sehr wüthend“ (12. 03. 1887, KSB 8/KGB III 5, Nr. 817, S. 43, Z. 3–6).

Weshalb N. zunächst so gefasst, beinahe positiv auf die vermeintliche Ablehnung des Drucks des Fünften Buches reagiert hatte, wird aus dem Brief an Köselitz vom 7. März 1887, in dem er sich zugleich für dessen soeben angekommene Korrektur des lyrischen „Anhangs“ bedankt, ersichtlich. Offenbar zweifelte N. selbst daran, ob das Fünfte Buch überhaupt zu FW passe und nicht vielmehr zu der jüngst erschienenen Schrift JGB, weshalb es ohnehin besser für eine zweite Ausgabe dieses Werks aufzuheben wäre. N.s Wortwahl gegenüber Köselitz lässt sogar durchblicken, dass er sich bewusst war, es lediglich mit einer Interpretation, wenn nicht gar mit einer Projektion von Fritzsches Absicht zu tun zu haben, wenn er schreibt: „Mit dem ‚fünften Buche‘ [...] scheint besagter Leipziger wenig einverstanden. Genug, wir lassen es vor der Hand ungedruckt; vielleicht gehört es seinem Tone und Inhalte nach überdies mehr zu Jenseits von G(ut) und B(öse) und dürfte diesem Werke bei einer zweiten Auflage einverleibt werden –, mit mehr Recht, wie mir jetzt scheint als jener fröhl(ichen) Wissenschaft: so daß zuletzt hinter dem Widerstreben des Verlegers ein ‚höherer Sinn‘, ein Stück blauen Himmels von Vernünftigkeit sichtbar wird.“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 814, S. 40, Z. 6–16) Allerdings war N. sich hierüber keineswegs sicher; als Fritzsche ihm am 9. März brieflich mitteilte, er habe überhaupt nicht vor, für die zweite Ausgabe von FW auf das neue Fünfte Buch zu verzichten, vollzog N. gleich wieder eine Kehrtwende – und mahnte zur eiligen Erstellung der entsprechenden Druckbogen.

Über die Ankunft des ersten Bogens des Fünften Buchs in Nizza informiert N. Fritzsche dann am 27. März 1887, um sich freilich am 4. April aus Cannobio bei Köselitz schon darüber zu beklagen, dass der zweite Korrekturbogen noch nicht angekommen sei. Als er dann seinem anderen Verleger Naumann in Leipzig am 15. April seine aktuelle Adresse mitteilt, fragt er diesen zugleich nach Fritzsche und äußert seinen „Verdacht“, letzterer sei „ein Bummelhans“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 833, S. 59, Z. 12). Wiederum an Köselitz geht am 19. April die Nachricht ab, endlich habe er „den vorletzten Bogen des 5. Buchs“ erhalten, und N. schlägt seinem Helfer schon euphorisch vor, den Abschluss der Neuaus-

gabe von FW zusammen in Venedig zu feiern (KSB 8/KGB III 5, Nr. 834, S. 61, Z. 49–52). Doch dieser Plan zerschlug sich schnell; zum einen, weil N. von neuen Anfällen von Krankheit und Einsamkeitsbedürfnis heimgesucht wurde, zum anderen, weil der – allerdings immer noch nicht eingetroffene – letzte Bogen „noch mehrfache Zusätze und Veränderungen“ erhalten sollte, „sodaß er zu einem Doppelbogen anschwellen dürfte“, den Köselitz dann noch einmal zu korrigieren hätte (26. 04. 1887, KSB 8/KGB III 5, Nr. 835, S. 62, Z. 12–14).

Wenige Tage später, kurz vor N.s Weiterreise nach Zürich, erreichte ihn jener letzte Bogen aber doch noch, in welchen sodann acht neue Nummern eingefügt wurden. Die Notwendigkeit, den Bogen auf diese Weise „zum Doppelbogen anschwellen“ zu lassen (KSB 8/KGB III 5, Nr. 838, S. 64, Z. 10), begründet N. im Brief an Fritzscht vom 29. April mit einem zweifachen ‚buchtechnischen‘ Hinweis: erstens auf die dadurch angeblich zustande kommende Verstärkung der Vorbereitungsfunktion für Za, der werkgeschichtlich auf die Erstausgabe von FW folgt, die am Ende ihres Vierten Buchs unter der Überschrift „Incipit tragoedia“ fast den identischen Wortlaut des Anfangs von Za enthält (vgl. FW 342); zweitens wiederum auf den äußerlichen Effekt, „daß die fröhl(iche) Wissenschaft nunmehr meinen andren Büchern im Umfange gleich wird“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 838, S. 64, Z. 14–16). Am 9. Mai sandte N. den (vor)letzten Bogen an Fritzscht. Eigentlich war damit nicht mehr viel zu tun; N. bat seinen Verleger lediglich um Zurücksendung des verdoppelten Bogens, um ihn erneut mit Köselitz’ Hilfe zu korrigieren.

Allerdings hörte N. in den nächsten zwei Wochen vorerst nichts mehr aus Leipzig, so dass er am 13. Mai 1887 gegenüber Overbeck in lakonischem Telegrammstil notiert: „der Druck bei Fritzscht stockt wieder, Gründe nicht klar“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 847, S. 73, Z. 35 f.). Vier Tage später mahnte er Fritzscht, der verdoppelte Korrekturbogen sei noch immer nicht bei ihm eingetroffen; N. befürchtete sogar, die Sendung könne „verloren gegangen“ sein (KSB 8/KGB III 5, Nr. 848, S. 75, Z. 9). Dieselbe Befürchtung artikuliert er auch im Brief an Köselitz aus Chur vom 20. Mai, da noch immer keine Nachricht des Verlegers eingetroffen war (vgl. KSB 8/KGB III 5, Nr. 851, S. 78, Z. 27). In den nächsten Tagen muss die erlösende Post aber gekommen sein, denn bereits am 1. Juni schickt N. die letzten korrigierten Druckfahnen des Fünften Buchs zurück nach Leipzig, nicht ohne gleich ungeduldig anzufragen, wann denn die ersten gedruckten Exemplare an ihn versandt werden – vorgeblich nur wegen eines anstehenden Geburtstags, zu dem er die Bücher verschenken wolle (vgl. KSB 8/KGB III 5, Nr. 853, S. 81, Z. 5–8). Am 22. Juni 1887 teilt er Köselitz schließlich mit, die ersten Exemplare der Neuausgaben von M und FW seien soeben, knapp fünf Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe von FW, bei ihm eingetroffen (vgl. KSB 8/KGB III 5, Nr. 864, S. 95, Z. 22–24). Die von N. selbst zu bestrei-

tenden Kosten für den Druck des Fünften Buchs beliefen sich auf ca. 282 Mark (vgl. Schaberg 2002, 192).

Wenngleich der erhoffte Durchbruch als Autor nach der Trennung von Schmeitzner, dessen verfehlte Marketingstrategie N. in einigen Briefen aus dieser Zeit für den Hauptgrund der schlechten Verkaufszahlen seiner Bücher hielt, auch weiterhin ausblieb – so dass er „den armen Fritzsche“ schon bald bedauerte (an Köselitz, 18. 07. 1887, KSB 8/KGB III 5, Nr. 878, S. 113, Z. 40 f.) –, war N. selbst von deren Qualität überzeugt. Dies gilt insbesondere für das zu FW hinzugekommene Fünfte Buch, das damit der früheren Wertschätzung des Vierten Buchs gleichsam den Rang ablief. So notiert N. im Brief an Köselitz vom 9. Dezember 1888, einen knappen Monat vor dem geistigen Zusammenbruch, dass ihm jetzt erst die ganze Bedeutung seiner Philosophie aufgehe, wobei er das Fünfte Buch von FW eigens hervorhebt: „Ich habe Alles sehr gut gemacht, aber nie einen Begriff davon gehabt, – im Gegentheil! ... Zum Beispiel die diversen Vorreden, das fünfte Buch ‚gaya scienza‘ – Teufel, was steckt da drin!“ (KSB 8/KGB III 5, Nr. 1181, S. 515, Z. 71–74) Enthusiastische Reaktionen der alten Freunde, denen N. die Neuausgabe von FW zukommen ließ, blieben freilich aus.

Das Druckmanuskript der Erstausgabe von FW ist „mit Ausnahme von ‚Scherz, List und Rache‘ und anderer weniger Blätter von der Hand N.s [Ergänzungen zu FW 99 u. FW 127] nicht erhalten geblieben“ (KSA 14, 231). Das erhaltene Fragment wird mit der Signatur GSA 71/23 im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt und ist als Digitalisat unter der Sigle D 16 auf *Nietzsche Source* online zugänglich. Die in der Druckerei von Teubner gesetzten Korrekturbogen (Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar, Signatur C 4608) stehen auf der Website der HAAB in digitalisierter Form zur Verfügung. Laut archivarischem Eintrag sind die insgesamt 16 Korrekturbogen zum Teil „in doppelter Fassung vorhanden“ und enthalten „Korrekturen von Nietzsches, teilweise auch von Peter Gasts und fremder Hand“; doppelt liegen namentlich die „Bogen 1, 8 und 10“ vor, d. h. die Seiten 1–16, 113–128 und 145–160, sowie außerdem noch die einzelnen Seiten „129/130, 137/138, 139/140“. Im Fall dieser doppelten Fassungen erfolgt der Nachweis hier mittels der Siglen Cb1 und Cb2, wobei für diese Nummerierung die Reihenfolge der Bogen/Seiten im HAAB-Digitalisat ausschlaggebend ist (vgl. dagegen Montinaris – für den vorliegenden Kommentar unbrauchbare – Unterscheidung in KSA 14, 39 zwischen Cb¹ und Cb² für einen Korrekturbogen vor und nach der Überarbeitung). Für alle Seiten, die nicht doppelt vorliegen, lautet die Sigle einfach Cb. Das Druckmanuskript mit den Ergänzungen zur „neuen Ausgabe“ von 1887 – FW Vorrede, FW V sowie FW Anhang – wird unter der Signatur GSA 71/24 ebenfalls in Weimar aufbewahrt und ist online auf *Nietzsche Source* zugänglich unter der Sigle D 16a.

2 Quellen

Da N. aufgrund seines unsteten Wanderlebens seit der krankheitsbedingten Niederlegung seiner Basler Professur im Jahr 1879 generell nur wenige Bücher aus seiner Privatbibliothek bei sich hatte und ihm wegen seines Augenleidens überdies das Lesen schwerfiel, konnte er zu Beginn der Arbeit an FW von sich sagen: „ich selber lebe ferne und ohne Bücher“ (Brief an Hermann Pachnicke, 24. 09. 1881, KSB 6/KGB III 1, Nr. 154, S. 132, Z. 8 f.). Und dennoch war er ein überaus eifriger Leser: Er ließ sich immer wieder Bücher von Freunden und Verwandten zuschicken, nahm Zeitschriften zur Kenntnis und besuchte Buchhandlungen, in denen er sich über Neuerscheinungen informierte. Als Schriftsteller stützt sich N. denn auch auf zahlreiche Quellen, aus denen er außerordentlich viel schöpft. Oftmals bezieht er sich freilich nur mehr oder weniger flüchtig auf sie als Beispiel-, Gleichnis- und Stichwortgeberinnen – in den allermeisten Fällen, ohne dies nachzuweisen. Er ist trotzdem alles andere als ein plumper Plagiator. Die Originalität seines Schreibens liegt vielmehr nicht zuletzt in dem eigenwilligen Umgang, den er mit seinen Quellen pflegt, indem er sie kreativ zu eigenen Darstellungszwecken ausbeutet, dabei gerne auch ihren Aussagegehalt umbiegt und nicht selten sogar ins Gegenteil verdreht.

Eben deshalb darf sich der Kommentar aber nicht in einem positivistischen Sammeln von Belegstellen erschöpfen, das interpretatorisch belanglos bliebe. Über eine derartig unfruchtbare Quellenphilologie heißt es schon in einem Aphorismus aus Goethes *Betrachtungen im Sinne der Wanderer*: „Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.“ (Goethe 1887–1919, I/42.2, 175) Die philologische Frage nach dem vom ‚Dichterphilosophen‘ N. jeweils aus seinen Quellen übernommenen „Was“ ist mithin bei der Kommentierung zu ergänzen durch die hermeneutische Frage nach dem „Wie“ ihrer intertextuell-produktiven Verarbeitung und Umwertung durch den Autor selbst. Vgl. hierzu schon Fries/Most 1994, 27 f., die insgesamt acht übergreifende Grundformen des Zitierens bei N. identifiziert haben (Zitat, Paraphrase, Plagiat, Exzerpt, Notiz, Anregung, Reminiscenz, Anspielung): „Interessant ist also nicht, daß Nietzsche Quellen benutzte, sondern welche Quellen, und vor allem wie.“ Zum „Nutzen und Nachteil kritischer Quellenforschung“ mit Blick auf N. vgl. auch Sommer 2000b, bes. 312 f., der zu Recht auf den interpretatorischen Mehrwert der ‚genealogischen‘ Frage nach dem „Woher“ abhebt. Allgemein zu *Nietzsche als Leser* siehe außerdem den gleichnamigen Sammelband von Anschütz/Müller/Rottmann/Souladié 2021a.

Aufgrund der entstehungsgeschichtlichen und damit verbunden auch inhaltlichen Nähe der Erstausgabe von FW zu M gibt es hier etliche Überschnei-

dungen in den Quellen (vgl. NK 3/1, S. 11–17), während sich für das in der Neuausgabe von 1887 hinzugekommene Fünfte Buch eine veränderte Quellenlage feststellen lässt, die wiederum Querverbindungen zu der von JGB aufweist (vgl. NK 5/1, S. 17–19), in dessen zweite Auflage N. FW V zwischenzeitlich zu integrieren gedachte (vgl. ÜK 1).

Mit der ersten Ausgabe von FW wollte N. nach eigenem Bekunden seine mit MA einsetzende Abkehr von Arthur Schopenhauer und Richard Wagner, den beiden prägenden Vorbildgestalten seiner früheren Jahre, denen er in GT und den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* (UB) noch gehuldt hatte, endgültig zum Abschluss bringen. Vor allem mit Schopenhauer setzen sich mehrere Abschnitte (in der Ausgabe von 1882: FW 97, FW 99, FW 127, FW 146, FW 151; im Fünften Buch von 1887: FW 357, FW 370) ausdrücklich auseinander, seine Schriften sind insofern nach wie vor wichtige Quellen. Seinen Helfer und Freund Köselitz macht N. eigens auf deren Bedeutung aufmerksam, wenn er am Tag des Erscheinens der Erstausgabe, dem 20. August 1882, mit Blick auf einige Änderungen, die er noch auf dem Korrekturbogen vorgenommen hatte, an diesen schreibt: „auch über Schopenhauer habe ich ausdrücklicher geredet (auf ihn und auf Wagner werde ich vielleicht nie wieder zurückkommen, ich mußte jetzt mein Verhältniß feststellen, in Bezug auf meine früheren Meinungen [...])“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 282, S. 238, Z. 7–11). Abgesehen davon, dass N. seine – von vornherein durch ein „vielleicht“ eingeschränkte – Ankündigung, nie mehr auf Schopenhauer und Wagner zurückzukommen, keineswegs einlöste, ist allerdings zu bemerken, dass sich die Rekurse auf Schopenhauers Schriften nicht im Gestus des Widerspruchs erschöpfen, sondern auch Würdigungen enthalten (vgl. FW 99). Darüber hinaus bleiben Schopenhauers Werke vielmehr auch insofern wichtige Bezugstexte, als N.s Schreiben und Denken immer wieder – wenngleich modifizierend und experimentierend – von Philosophemen Schopenhauers wie etwa dem „Genius der Gattung“ ausgeht (vgl. FW 1 und im Fünften Buch FW 354).

Schon das Motto zur Erstausgabe von FW (vgl. NK Motto 1882) legt nahe, in dem amerikanischen philosophischen Schriftsteller Ralph Waldo Emerson eine zentrale, positive Bezugsgröße N.s zu vermuten. Auch wenn N. Emerson bereits seit Mitte des 1860er Jahre und noch im Spätwerk (vgl. GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 13 u. hierzu NK 6/1, S. 445 f.) lobend erwähnt, erreicht die Wertschätzung Emersons beim ‚mittleren‘ N. zwischen 1878 und 1883 ihren Höhepunkt. Tatsächlich bezieht sich N. in der ersten Ausgabe von FW wiederholt auf Emerson, insbesondere auf dessen *Essays*, die er in einer 1858 unter dem Titel *Versuche* erschienenen deutschen Übersetzung besaß und ausweislich zahlreicher Unterstreichungen, Markierungen und (zustimmender) Randbemerkungen aufmerksam las. Zwar wird Emerson abgesehen vom Motto nur

in FW 92 namentlich genannt; möglicherweise ließ N. sich aber von ihm zum Titel für FW inspirieren (siehe NK FW Titel), und Anspielungen bzw. versteckte Bezüge auf ihn lassen sich darüber hinaus in außerordentlich vielen Texten finden, so etwa in FW Vorspiel 14, FW Vorspiel 62, FW 26, FW 40, FW 54, FW 107, FW 129, FW 142, FW 154, FW 233, FW 242, FW 251, FW 277, FW 279, FW 330 und FW 371. Ähnliches, wenn auch nicht im selben Ausmaß wie für Emerson, gilt für den französischen Schriftsteller Stendhal, der explizit zwar nur in FW 95 lobend erwähnt wird, aber möglicherweise ebenfalls als Inspirationsquelle für den Titel von FW diente (siehe NK FW Titel) und in Form von Allusionen und Zitaten in mehreren Abschnitten präsent ist; vgl. beispielsweise FW 84, FW 123, FW 246 und FW Vorrede 3.

Ein weiterer grundlegender Bereich von Quellen, aus denen N. in FW immer wieder schöpft, wird durch den altphilologischen Wissensbestand abgesteckt, den er sich während seines Studiums in Bonn und Leipzig sowie während seiner Basler Lehr- und Forschungstätigkeit als Professor der klassischen Philologie angeeignet hatte. Zwar hat N. den in der Entstehungszeit von FW gefassten, dann aber schnell wieder fallengelassenen Plan, nach Abschluss dieser Schrift nach Wien zu gehen, um dort erneut zu studieren, mit der Aussage begründet, seine früheren „Studentenjahre“ seien ihm „durch eine zu einseitige Beschäftigung mit Philologie [...] mißrathen“ (an Rohde, 07.1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 267, S. 226, Z. 6–8). Dennoch bedient er sich immer wieder aus seinem vielseitigen altphilologischen Fundus: sowohl im Hinblick auf die antike Literatur bzw. Mythologie als auch auf die antike Historiographie und natürlich vor allem die antike Philosophie. In Bezug auf letztere sind für FW neben Heraklit (FW Vorspiel 41, FW 92, FW 285), Sokrates/Platon (FW 32, FW 36, FW 91, FW 328, FW 340, FW 372) und Aristoteles (FW 29, FW 75, FW 80) besonders die Stoa (FW 12, FW 306, FW 326) sowie die ‚Gartenphilosophie‘ Epikurs (FW 45, FW 277, FW 306, FW 370, FW 375) von Belang. Eine wichtige Quelle zur antiken Philosophie insgesamt war für N. das philosophiegeschichtliche Compendium *Von den Leben und den Meinungen berühmter Philosophen* des spätantiken Autors Diogenes Laertius – ein Werk, zu dem N. selbst bereits seit seiner letzten Leipziger Studienzeit (Winter 1868/69) Quellenforschungen betrieben hatte (vgl. die 1868–1870 im *Rheinischen Museum für Philologie* erschienenen Abhandlungen *De Laertii Diogenis fontibus*, KGW II 1, 75–167, und *Analecta Laertiana*, KGW II 1, 169–190, sowie die 1870 in Basel publizierte „Gratulationschrift“ *Beiträge zur Quellenkunde und Kritik des Laertius Diogenes*, KGW II 1, 191–245). Auch mit Platons Dialogen war N. von seiner philologischen Lehr- und Forschungstätigkeit her gut vertraut; in Basel hielt er eine Vorlesung zur *Einleitung in das Studium der platonischen Dialoge* (vgl. KGW II 4, 5–188).

Ein anhaltend wichtiger Bezugstext, aus dem sich N. in seinen Werken und so auch in FW immer wieder bedient, auf den er anspielt, aus dem er – gerne

verfremdend oder dekontextualisierend – zitiert, ist ferner die Bibel (vgl. Sommer 2008). Auch die Vertrautheit mit dieser Überlieferung geht auf N.s lebensgeschichtliche Vergangenheit bzw. familiäre Herkunft zurück: Der aus einem protestantischen Pfarrhaus stammende N. studierte während seines ersten Semesters in Bonn noch Theologie. Gerade dadurch aber gewann er alsbald Distanz und begann, sich insbesondere für bibel- und religionskritische Fragestellungen zu interessieren. Entsprechend übte Schrifttum aus diesem Bereich ebenfalls Einfluss auf ihn aus. Dies gilt schon für MA und M, in verstärktem Maße jedoch für FW, vor allem für deren Drittes Buch, das im Zeichen der Diagnose „Gott ist tot“ (FW 108, 467, 5; FW 125, 481, 15) steht und damit bereits dem späteren „Fluch auf das Christentum“ in *Der Antichrist* (AC) präludiert. N. kannte nicht nur Ludwig Feuerbachs anthropologische Reduktion, die alle religiösen Transzendenzvorstellungen zu bloßen Projektionen erklärte (vgl. schon die Feuerbach-Allusion in FW Vorspiel 38), sondern er studierte darüber hinaus etliche bibel- und religionskritische Werke des 19. Jahrhunderts wie bspw. Joseph Hermann Thomassens Monographie *Bibel und Natur* aus dem Jahr 1881. Dennoch hinderte N. das nicht daran, noch 1885 in JGB 247 die Luther-Bibel – ungeachtet aller fortdauernden Kritik an Luther (vgl. FW 129, FW 146, FW 148, FW 149 u. FW 358) – in den höchsten Tönen zu loben: „Das Meisterstück der deutschen Prosa ist deshalb billigerweise das Meisterstück ihres grössten Predigers: die Bibel war bisher das beste deutsche Buch. Gegen Luther's Bibel gehalten ist fast alles Übrige nur ‚Litteratur‘“ (KSA 5, 191, 8–11). Aus Luthers Bibelübersetzung bedient sich N. in FW denn auch ebenso (häufig und beiläufig) wie aus dem deutschen Sprichwörterschatz oder den deutschen Klassikern, allen voran Goethe.

Mit dem Thema der Religion ist in N.s Texten seit der ‚mittleren‘ Schaffensphase das der Moral eng verbunden. Das 1881 erschienene Werk M, als deren direkte Fortsetzung FW zunächst noch geplant war, verrät dies schon in seinem Untertitel: „Gedanken über die moralischen Vorurtheile“. Dort werden in vielen Abschnitten religiöse und moralische Werturteile in ihren historischen sowie psychologischen Voraussetzungen thematisiert; oft proklamieren die von N. instanziierten Sprecherfiguren eine Befreiung von überkommenen Bindungen. Schlagwort dieser Befreiung ist der ‚Freigeist‘ bzw. der ‚freie Geist‘ – ein Begriff, mit dem N. an die europäische, insbesondere französische Tradition des aufklärerischen Denkens im 18. Jahrhundert anknüpfte. Das begann bereits im ersten Teil von MA, der 1878 veröffentlicht wurde und in der Erstausgabe noch eine markante Dedikation enthielt: „Dem Andenken Voltaire's / geweiht / **zur Gedächtniss-Feier seines Todestages**, / des 30. Mai 1778“ (KSA 14, 115). Die Zusage dieses Werks an Wagner, der N. kurz zuvor seinen *Parsifal* zugeschickt hatte, besiegelte endgültig den Bruch zwischen den beiden. Den „Oberkirchen-

rath“ Wagner, wie dieser die persönliche Widmung für N. unterzeichnete (KGB II 6/2, Nr. 1025, S. 788, Z. 7 u. NPB 642; vgl. NK KSA 6, 327, 19f.), schreckte bereits dessen Berufung auf den ‚freigeistigen‘, radikalen Religions- und Kirchenkritiker Voltaire ab, der auch in mehreren Abschnitten von FW noch eine – zumeist positive – Rolle spielt (vgl. FW 37, FW 94, FW 99, FW 101).

Überhaupt wandte sich N. seit der zweiten Hälfte der 1870er Jahre verstärkt der Literatur und Philosophie der Aufklärung zu. Allerdings las er – wie auf vielen anderen Themengebieten auch – vorrangig Sekundärwerke und weniger die Originalschriften. Besonders eingehend beschäftigte er sich ausweislich der vielen Lesespuren in seinem Exemplar mit der zweibändigen Monographie von William Edward Hartpole Lecky: *Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa* (1873). Die weitgehende Orientierung an derlei Sekundärdarstellungen gilt auch für N.s sonstige Quellen aus der neuzeitlichen Literatur und Philosophie. Zumeist zog er zeitgenössische Literaturgeschichten heran wie etwa Hermann Hettners *Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert* (1860), in der er beispielsweise auch von Voltaires leidenschaftlichem „Kampf gegen Kirche und Offenbarung“ lesen konnte (Hettner 1860, 168).

In ähnlicher Weise verdankte N. auch seine Kenntnisse der neuzeitlichen Philosophie vor allem Philosophiegeschichten wie Kuno Fischers *Geschichte der neuern Philosophie* (1852–1904) und Friedrich Ueberwegs *Grundriss der Geschichte der Philosophie* (1863–1866/67), die N.s Äußerungen zur neuzeitlichen Philosophie maßgeblich beeinflussten. Seine Descartes- (vgl. FW 276, FW 357), Spinoza- (vgl. FW 37, FW 333, FW 349, FW 372) und Leibniz-Kenntnisse (vgl. FW 354, FW 357) bezog N. vornehmlich aus den Bänden 1 und 2 von Fischers Werk; Franz Overbeck bat er brieflich am 8. Juli 1881 darum, ihm „den Band Kuno Fischer’s über Spinoza“ zu besorgen (KSB 6/KGB III 1, Nr. 123, S. 101, Z. 10). Darüber hinaus beruht auch seine Beschäftigung mit Kant – abgesehen von der Vermittlung durch Schopenhauers 1819/1844 erschienenen Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (Schopenhauer 1873–74, 2 u. 3) – im Wesentlichen auf der Lektüre zeitgenössischer Sekundärdarstellungen, v. a. des dritten Bandes von Ueberwegs *Grundriss der Geschichte der Philosophie* (1866), des dritten und vierten Bandes von Fischers *Geschichte der neuern Philosophie* (in der zweiten Auflage von 1869 bzw. dritten Auflage von 1882) sowie später des Buchs seines alten Freundes Heinrich Romundt: *Grundlegung zur Reform der Philosophie. Vereinfachte und erweiterte Darstellung von Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft* (1885). Außerdem besaß N. die 1878 publizierte Dissertation über *Kant’s Lehre vom Ding an sich* von Rudolf Lehmann. Eine eigene Kant-Ausgabe hingegen hatte N. in seiner persönlichen Bibliothek nicht, obwohl er auf den Philosophen aus Königsberg

in seinen Texten, so auch in FW (vgl. FW 97, FW 193, FW 335, FW 357, FW 370), immer wieder – und oft kritisch – rekurriert (zu N. und Kant vgl. das dreibändige Kompendium *Nietzsche's Engagements with Kant and the Kantian Legacy*, 2017).

Dasselbe gilt auch für andere Philosophen der ‚Sattelzeit‘ um 1800. Von Hegel, über den N. wiederholt schreibt, nicht zuletzt in FW (vgl. FW 99, 453–457 u. FW 357, 597–602), wusste er das Meiste wohl durch seine Lektüre der Werke von dessen ‚Erzfeind‘ Schopenhauer; im Katalog von N.s Bibliothek ist lediglich eine 1870 erschienene Ausgabe von Hegels *Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (Erstausgabe 1817) verzeichnet, die allerdings bereits 1875 wieder verkauft wurde (vgl. NPB 281; höchstwahrscheinlich handelte es sich um einen broschierten Doppelband, der außerdem noch Karl Rosenkranz' *Erläuterungen zu Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften* enthielt).

Deutlich besser bestückt war N.s Bibliothek mit zeitgenössischer Literatur zu Themen, die damals Hochkonjunktur hatten und die auch N. intensiv aufgriff. Insbesondere die bereits in MA und M präsente Problematik der ‚Moral-Genese‘, um die es ebenfalls in FW geht, findet sich vorgeprägt in den Werken von Paul Rée, mit dem N. seit 1875 befreundet war und während der Entstehungszeit von FW eine schwierige Dreiecksbeziehung zu Lou von Salomé unterhielt. Zu nennen ist hier vor allem Rées Buch *Der Ursprung der moralischen Empfindungen*, das 1877 in Chemnitz erschienen war und seinerseits auf dem Austausch mit N. beruhte. Das Exemplar aus N.s Bücherbesitz trägt auf dem Schmutztitel Rées Widmung: „Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter.“ Als Bezugstext für FW kommt Rées Buch etwa mit Blick auf die Problematik des Gewissens und der Strafe (vgl. FW 117, FW 219) in Betracht. Zum moralphilosophischen Problemkomplex gehört auch das – wie die vielen Unterstreichungen und Randnotizen zeigen – von N. intensiv gelesene Werk von Johann Julius Baumann: *Handbuch der Moral nebst Abriss der Rechtsphilosophie* (1879), das in mehreren Abschnitten von FW Spuren hinterlassen hat (vgl. FW 3, FW 127, FW 280, FW 329). Im Jahr 1880 kaufte N. ein ebenfalls in diesen thematischen Kontext einzuordnendes Werk, das er nicht minder gründlich durcharbeitete und auch in FW ‚verarbeitete‘ (vgl. FW 1, FW 4, FW 373), nämlich Herbert Spencers im Jahr zuvor auf Deutsch erschienene *Thatsachen der Ethik* (englische Originalausgabe 1879). Auch darüber hinaus setzt N. in FW die schon früher begonnene kritische Auseinandersetzung mit dem englischen Utilitarismus fort, der die Moral mit dem gesellschaftlichen Nutzen engführt (vgl. hierzu FW 345). Hauptsächlich beschäftigte er sich, neben seiner Spencer-Lektüre, mit den Schriften John Stuart Mills, die er gleichfalls in deutscher Übersetzung für seine persönlichen Bibliothek erworben hatte. Hervorzuheben ist hier die Auseinandersetzung mit Mills Schrift *Utilitarianism*, deren Originalausgabe

1863 erschienen war und im Rahmen der deutschen Gesamtausgabe in Band 1 von *John Stuart Mill's gesammelten Werken* (1869–1880) als *Das Nützlichkeits-princip* veröffentlicht wurde.

Die in vielen Abschnitten von FW stattfindende kritische Reflexion auf Religion, Moral und Metaphysik ist getragen von einer antiidealistischen Orientierung an der ‚Realität‘, auch wenn ihr bemerkenswerterweise immer wieder Bekenntnisse zum schönen Schein bzw. zur unvermeidlichen (ästhetischen) Überformung einer nie ‚an sich‘ gegebenen Wirklichkeit als Gegengewichte an die Seite gestellt werden. Mit der Reflexion auf die ‚Wirklichkeit‘ und ihr Verhältnis zur Kunst, zum Ästhetischen, wie sie sich in mehreren Abschnitten von FW aspektreich vollzieht (vgl. z. B. FW 57, FW 109 u. FW 299), steht N. ebenfalls in einer breiten zeitgenössischen Strömung: Man denke an die epochenprägende Literatur des – in Gestalt Adalbert Stifters oder Gottfried Kellers von N. ausdrücklich gewürdigten (vgl. MA II WS 109) – Realismus, der schließlich seit etwa 1880 durch den noch deutlich radikaler an der (sozialen) Wirklichkeit ausgerichteten Naturalismus abgelöst wurde. Auf dem Gebiet der Wissenschaft und Philosophie herrschten zur selben Zeit Materialismus und Positivismus vor. N. partizipierte an diesen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dominanten Wirklichkeitsdiskursen; bereits 1866 erwähnt er die später von ihm erworbene und mit mehreren Lesespuren versehene *Geschichte des Materialismus*, die er gegenüber seinem Freund Carl von Gersdorff als „in ihrer Art vortrefflich und sehr belehrend“ lobt (Ende August 1866, KSB 2/KGB I 2, Nr. 517, S. 159, Z. 27).

Seit Lou von Salomés Werkbiographie von 1894 bürgerte sich sogar ein Werkphasenschema ein, dem zufolge FW – zusammen mit MA und M – zu einer ‚positivistischen Periode‘ N.s gehören sollte (vgl. ÜK 6). Doch obwohl in M 542 beispielsweise der führende Positivist Auguste Comte (1798–1857), dessen 1880 erschienene *Einleitung in die positive Philosophie* N. besaß, als „grosse[r] rechtschaffene[r] Franzose[]“ gepriesen wird, als ein „Umschlinger und Bändiger der strengen Wissenschaften“ (KSA 3, 311, 7–9), ist die Formel von N.s ‚positivistischer Phase‘ angesichts der Vieldeutigkeit seiner Texte und zumal der ästhetischen Dimensionen von FW (vgl. ÜK 3) irreführend und in der modernen Forschung denn auch kaum mehr gebräuchlich. So wird zwar im vielbeachteten Schlussabschnitt von FW II „die Einsicht in die allgemeine Unwahrheit und Verlogenheit“ hervorgehoben, „die uns jetzt durch die Wissenschaft gegeben wird“, doch darauf folgt kein uneingeschränktes Bekenntnis zu dieser antimetaphysischen „Wissenschaft“ und ihrem ‚Willen zur Wahrheit‘, sondern vielmehr ein Plädoyer für den zeitweiligen Schein- und Kunstgenuss als „Gegenmacht“ (FW 107, 464, 11–13), um jene Desillusionierung auszuhalten.

Zur zeitgenössischen „Wissenschaft“ gehören jedenfalls auch mehrere einschlägige erkenntnistheoretische und naturphilosophische Neuerscheinun-

gen – teils aus neukantianischer bzw. kantianisierender Perspektive – über ‚Wirklichkeit‘, ‚Wirkung‘ und ‚Kraft‘, die N. im Vorfeld der Arbeit an FW erwarb und studierte. In der Forschung werden sie insbesondere mit Blick auf die im unmittelbaren Um- und Nachfeld von FW gebildeten ‚Grundbegriffe‘ wie die ‚ewige Wiederkehr des Gleichen‘ oder den ‚Willen zur Macht‘ als zentrale Quellen diskutiert. Nach der Lektüre von Otto Casparis Buch *Der Zusammenhang der Dinge*, das sich N. kurz nach dessen Erscheinen im Juni 1881 von seinem Verleger Ernst Schmeitzner zukommen ließ (vgl. KSB 6/KGB III 1, Nr. 118, S. 94, Z. 19 f.), bat er seinen Freund Franz Overbeck im Brief vom 20./21. August 1881 um die Übermittlung einiger einschlägiger Titel, die bei Caspari erwähnt werden: „Ich möchte ein paar Bücher durch Dich vom Buchhändler: / 1. O. Liebmann, *Analysis der Wirklichkeit*. / 2. O. Caspari, *die Thomson’sche Hypothese* (Stuttgart 1874 Horster.) / 3. A. Fick, *‚Ursache und Wirkung‘*. / 4. J. G. Vogt, *die Kraft*. Leipzig, Haupt & Tischler 1878. / 5. O. Liebmann, *Kant und die Epigonen*. / Sodann hätte ich eins von meinen Büchern aus den Züricher Kisten sehr nützlich: *Spir, Denken und Wirklichkeit* – es ist uneingebunden, befindet sich also in der Kiste der Uneingebundenen und besteht aus 2 Bänden.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 139, S. 117 f., Z. 61–71)

Während N. Adolf Ficks Buch bereits vier Wochen später wieder abstellte – „Die Abhandl(ung) von Fick ist mir jetzt nicht mehr nützlich.“ (Postkarte an Overbeck, 20.09.1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 150, S. 129, Z. 5 f.) –, rezipierte er nachweislich Otto Liebmanns *Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie* von 1880, auf den er noch im 1886 entstandenen Fünften Buch zurückkommt (vgl. FW 354 u. FW 357), Casparis Streitschrift gegen den Physiker William Thomson, Johann Gustav Vogts Werk *Die Kraft. Eine real-monistische Weltanschauung* (zur Auseinandersetzung mit den beiden letzteren Titeln vgl. FW 109) sowie das zweibändige Werk von Afrikan Spir: *Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie* (1877), das auch auf die in FW wiederholt verhandelte Thematik des Erkennens bzw. der Logik Einfluss ausübte (vgl. etwa FW 110–112).

Besonders wichtig war für N. neben der zeitgenössischen philosophischen Kosmologie die Naturwissenschaft in Gestalt der Evolutionstheorie Darwins, die er allerdings nur aus sekundären, z. T. kritischen Darstellungen kannte. Im zitierten Brief an Overbeck bittet N. auch um „eine Gesamtausgabe“ der „Reden“ des darwinistischen Physiologen Emil Du Bois-Reymond (KSB 6/KGB III 1, Nr. 139, S. 118, Z. 76 f.), die er dann – ebenso wie später einen 1884 erschienenen weiteren Reden-Band – in seine Bibliothek integrierte (vgl. NPB 199–201). In mehreren nachgelassenen Aufzeichnungen aus den Jahren 1880/81 erwähnt er außerdem den ‚Entwicklungs-Monisten‘ Ernst Haeckel (vgl. NL 1880/81, 8[68]; NL 1881, 11[249]; NL 1881, 11[299]). Ferner besaß N. Oscar Schmidts Darstellung

Descendenzlehre und Darwinismus (1873), Eduard von Hartmanns *Wahrheit und Irrthum im Darwinismus* (1875) sowie das im Erscheinungsjahr von FW publizierte Buch von Eugen Dreher: *Der Darwinismus und seine Consequenzen in wissenschaftlicher und socialer Beziehung* (1882). Die Auseinandersetzung mit dem Darwinismus spielt dabei auch in dem 1887 neu hinzugekommenen Fünften Buch noch eine Rolle; hier im Rückgriff auf William Henry Rolphs darwin-kritisches Buch *Biologische Probleme zugleich als Versuch einer zur Entwicklung einer rationellen Ethik*, das N. in der 2., erweiterten Auflage von 1884 erworben und durchgearbeitet hatte (vgl. NK FW 349). Aus dem weiteren Themengebiet der Biologie bzw. Zoologie besaß und rezipierte N. überdies Untersuchungen über das Verhalten der Tiere, darunter Alfred Espinas: *Die thierischen Gesellschaften. Eine vergleichend-psychologische Untersuchung* (1879), Georg Heinrich Schneider: *Der thierische Wille. Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwicklung und Verbreitung im Thierreiche als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre* (1880), und Karl Semper: *Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere* (1880). Bevorzugt greifen mehrere Texte aus FW auf derartige ‚verhaltensbiologische‘ Darstellungen zurück, um aus tierischen Verhaltensweisen oder Eigenschaften Analogieschlüsse auf den Menschen zu ziehen (vgl. FW 3, FW 8 und FW 316).

In einigen Abschnitten von FW rekurriert N. auf zeitgenössische ethnologische Werke, wenn sich die Sprechinstanzen auf Sitten und Bräuche ‚exotischer (Natur-)Völker‘ beziehen, z. B. um damit europäische Moral- und Religionsvorstellungen zu vergleichen (siehe FW 43, FW 147 u. FW 329). N.s ethnologische Quellen sind primär die 1875 auf Deutsch erschienene Abhandlung von John Lubbock: *Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden* (englische Originalausgabe 1870), Friedrich von Hellwalds *Die Erde und ihre Völker* (zuerst 1876), um deren Zusendung zusammen mit Hellwalds *Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart* (1875) N. Franz Overbeck während der Arbeit an FW bat (08.07.1881, KSB 6/KGB III 1, Nr. 123, S. 100 f., Z. 6–11), sowie das Werk von Georg Gustav Roskoff: *Das Religionswesen der rohesten Naturvölker* (1880). N. studierte aber nicht nur Werke speziell zur Religion der ‚Wilden‘, sondern auch generell zur vergleichenden Religionswissenschaft wie etwa Max Müllers *Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft* (1874), die er bereits 1875 aus der Basler Universitätsbibliothek entliehen hatte (vgl. Crescenzi 1994, S. 435, Nr. 497). Insbesondere interessierte sich N. wie viele andere Zeitgenossen auch für den Buddhismus, zu dessen Popularisierung schon Schopenhauer beigetragen hatte. Zu N.s diesbezüglichen Quellen gehörten Carl Friedrich Koeppens *Die Religion des Buddha und ihre Entstehung* (1857–1859), Jacob Wackernagels *Ueber den Ursprung des Brahmanismus* (1877) sowie

das von ihm gleich nach dessen Erscheinen erworbene Standardwerk von Hermann Oldenberg: *Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde* (1881). Selbst die eigentlich auf das Christentum bezogene sogenannte Lehre vom ‚Tod Gottes‘ wird zu Beginn des Dritten Buchs von FW auf der Folie des Buddhismus entfaltet (vgl. FW 108).

Insgesamt ist für die Quellen von FW zu resümieren, dass N. im Wesentlichen auf sie zurückgreift, ohne sie offenzulegen. Viele Lesefrüchte (vor allem auf philosophischem Gebiet) stammen überdies aus sekundären Darstellungen, nicht aus den Primärtexten. Einigen intensiver einbezogenen philosophischen, wissenschaftlichen und literarischen Werken stehen zahlreiche Schriften aus den unterschiedlichsten Themenbereichen gegenüber, auf die N. lediglich punktuell zugreift, um aus ihnen herauszuziehen, was ihm brauchbar für markante Beispiele und überraschende Analogien erscheint. Zitate und Allusionen sind nicht selten auf sehr kunstvolle Weise in seine Texte eingefügt; häufig fungieren sie weniger als Quelle im engeren Sinn, sondern stehen, spielerisch verwendet, im Dienst der Andeutung und Verrätselung. Über die im Vorangehenden überblicksartig aufgelisteten Hauptquellen hinaus bedient sich der ‚Eklektiker‘ N. (vgl. Häfner 2022) für FW aus einer Vielzahl von weiteren Bezugstexten, die in den Stellenkommentaren im Einzelnen, soweit es mir möglich war, nachgewiesen werden.

3 Konzeption, Schreib- und Denkstil

Kompositorisch unterscheidet sich FW schon in der ersten Ausgabe von 1882 durch die Kombination von zyklisch arrangierten Gedichten und mehr oder weniger kurzen, in ‚Büchern‘ gruppierten Prosatexten deutlich von N.s anderen Werken, in denen, wenn überhaupt, nur einzelne lyrische Texte aus eigener Feder enthalten sind (vgl. MA, JGB und EH). FW ist nicht nur die erste Schrift, in der N. Lyrik und Prosa miteinander kombinierte, sondern auch die einzige, in der er das in solchem Umfang tat. Diese konzeptionelle Besonderheit von FW, auf die zumal der Titel anspielt, wurde denn auch gleich in der frühen Rezeption bemerkt und trug wesentlich zu N.s Image als ‚Dichterphilosoph‘ bei. Durch das „Vorspiel in deutschen Reimen“, das die vier „Bücher“ von FW in der ersten Ausgabe eröffnete, sowie durch den in der zweiten Ausgabe neben dem Fünften Buch noch hinzugekommenen lyrischen „Anhang“ erhielt das Werk 1887 insgesamt einen lyrischen Rahmen, so dass schon deshalb Wolfram Groddecks These, es handle sich bei FW um N.s „eigentliches Poeten- und Künstlerbuch“ (Groddeck 1997, 198), durchaus diskutabel erscheint, auch wenn in dieser Hinsicht nach dem Verhältnis zu dem augenscheinlich noch

stärker mit künstlerischen bzw. literarischen Darstellungsformen experimentierenden Za zu fragen wäre. Während in Za die Grenze zwischen Lyrik und Prosa vollends zu verwischen scheint – ganze Abschnitte kommen hier als „Lieder“ Zarathustras daher –, lässt sie sich im Fall von FW recht klar ziehen und das quantitative Verhältnis entsprechend konkret beziffern: Nimmt man noch die Motto-Verse zur Neuausgabe und zum Vierten Buch hinzu, enthält FW in der Fassung von 1887 insgesamt 79 lyrische Texte sowie, neben den vier Abschnitten der nachträglichen Vorrede, 383 meist kürzere, formal in sich geschlossene und thematisch sehr vielfältige Texte in Prosa, die in der Forschung gemeinhin als ‚Aphorismen‘ bezeichnet werden, so dass sich FW, trotz des nicht unerheblichen lyrischen Anteils, zugleich den sogenannten Aphorismenbüchern N.s zuordnen lässt.

Doch inwiefern ist in Bezug auf die in FW enthaltenen Prosatexte von einem ‚aphoristischen‘ Stil zu sprechen? Diese etablierte Genrebezeichnung, die ihrerseits schon auf eine Darstellungsform zwischen Philosophie und Kunst bzw. Literatur abzielt (vgl. etwa Lamping 1991, 27), kann sich immerhin auf N. selbst berufen, der zwar nicht übermäßig oft, aber doch wiederholt und mit Blick auf verschiedene seiner Werke in den 1880er Jahren von „Aphorismen-Sammlung“ (an Overbeck, 10. 02. 1883, KSB 6/KGB III 1, Nr. 373, S. 326, Z. 42), „Aphorismen-Form“ (Brief an Elisabeth Nietzsche, Ende Juli 1883, KSB 6/KGB III 1, Nr. 444, S. 416, Z. 67 f.) oder „Aphorismen-Büchern“ (KGW IX 4, W I 6, 35, 12; vgl. NL 1885, 37[5], KSA 11, 579, 12) sprach. Die nach wie vor weit verbreitete Rede von N.s ‚aphoristischen Werken‘ zielt dabei zumeist auf jene Schriften ab, in denen er sich nicht, wie im Frühwerk (vgl. GT u. UB) und dann in eigener Weise wieder im Spätwerk (vgl. GM u. AC) der – wenngleich stets kleinteiligen – Abhandlungsform bediente, also primär auf die ‚mittleren‘ Bücher MA, M und FW. Aber auch in Bezug auf JGB wird oft global von Aphorismen gesprochen, obwohl N. hier selbst eine neue Darstellungsform gefunden zu haben glaubte, zum Teil auch schon wieder über mehrere Abschnitte kontinuierlich fortlaufende Gedankengänge entwickelte und dabei insgesamt, anders als bei den drei genannten Werken, auf eigene Überschriften für die Einzeltexte verzichtete (vgl. NK 5/1, S. 19 f. u. 25–27). Aber ebenfalls hinsichtlich dieser drei Werke, die sich, abgesehen von der lyrischen Einleitung bzw. Rahmung als Alleinstellungsmerkmal von FW, in ihrem formalen Aufbau stark ähneln, ist die Rubrizierung als ‚Aphorismenbücher‘ nicht unproblematisch – selbst wenn man sich nicht, wie gemeinhin üblich, an heutigen Definitionen, sondern mit gattungshistorisch geschärftem Bewusstsein an geläufigen Bestimmungen des Aphorismus-Begriffs im 19. Jahrhunderts orientiert, die davon nicht unerheblich abweichen und von denen entsprechende Artikel in den verschiedenen Auflagen einschlägiger Konversationslexika Konzentrate bieten.

Anstatt den Aphorismus als Textsorte „zwischen Philosophie und Poesie“ (Fedler 1992) zu fassen und gattungsprägende, auch von N. geschätzte Autoren aus der französischen Moralistik (bspw. La Rochefoucauld, Vauvenargues oder Chamfort) als Beispiele anzuführen, wie es heute vielfach üblich ist, bestimmt etwa Brockhaus' *Conversations-Lexikon* in der 9. Auflage von 1843 „Aphorismen“ noch gemäß dem im 18. Jahrhundert dominierenden Wortgebrauch (vgl. Spicker 1997, 25–34) insbesondere als spezifische Kurz-Darstellungsform wissenschaftlicher Lehrbücher: „überhaupt abgerissene Sätze, [...] in engerer Bedeutung kurze Sätze, in welchen der Hauptinhalt einer Wissenschaft vorgetragen wird; daher der Ausdruck: aphoristische Schreibart, d.i. die dem ausführlichen fortlaufenden Vortrage entgegengesetzte Schreibart in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wobei ein innerer logischer Zusammenhang in hohem Grade stattfinden kann und die dem leichten Verständniß entschieden vorthellhafter ist, als die Sitte, lange Perioden zu bilden und diese durch Zwischensätze noch mehr zu zerreißen. In der kurzen, bündigen Gattung sind des Hippokrates medicinische ‚Aphorismen‘ musterhaft.“ (Brockhaus 1843–1848, 1, 409) Dass diese Begriffsbestimmung auch noch im späteren 19. Jahrhundert gängig blieb, belegt etwa der auffallend ähnlich lautende Artikel in der 2. Auflage von Meyers *Konversations-Lexikon*, an dessen Schluss zusätzlich vor der Gefahr gewarnt wird, den aphoristischen Stil zur „Gewohnheit“ werden zu lassen, weil dies „das Verständniß erschwert“ und auf einem „Mangel an sprachlicher Durchbildung“ beruhe (Meyer 1861–1871, 1, 894) – eine negative Wertungstendenz, die sich dann auffällig wortgleich wiederum am Ende des Artikels „Aphorismen“ in der 12. Auflage von Brockhaus' *Conversations-Lexikon* findet: „Redner und Schriftsteller, deren Ausdruck überhaupt aphoristisch ist, ringen mit dem eigenen Denken oder ermangeln wenigstens der sprachlichen Durchbildung.“ (Brockhaus 1875–1879, 1, 974) Obwohl mit Blick auf N. tatsächlich in gewisser Weise von einem „[R]ingen mit dem eigenen Denken“ die Rede sein kann, wird wohl kaum jemand ernstlich behaupten, dass seine Kurzprosa der „sprachlichen Durchbildung“ ermangle; eher ließe sich ihr schon das Gegenteil vorhalten. Um die fassliche, einprägsame Darstellung eines wissenschaftlichen bzw. philosophischen Lehrgebäudes geht es in N.s ‚Aphorismen-Büchern‘, anders als noch in Schopenhauers *Aphorismen zur Lebensweisheit* (1851), ebenfalls nicht (obschon manche Interpreten noch im 20. und 21. Jahrhundert das Gegenteil behauptet haben, besonders markant Löwith 1987, 111–123, der „Nietzsches Philosophie“ für „ein System in Aphorismen“ hielt; vgl. auch Young 2010, 326, der insbesondere in FW „a central argument“ erblicken will, „which, in spite of its aphoristic formulation, is remarkably, even rigorously, systematic“).

Allerdings beginnt unter Bezugnahme insbesondere auf Goethes *Maximen und Reflexionen* oder Lichtenbergs *Sudelbücher* bereits in der ersten Hälfte des

19. Jahrhunderts eine ‚Literarisierung‘ und damit verbundene literarästhetische Aufwertung des Aphorismus-Begriffs, die durch die zeitgenössischen „deutschen Poetiken und Literaturgeschichten“ belegt ist, wenn es sich hierbei auch nur um „[v]ereinzelte, tastende, unsichere Versuche der Begriffsverwendung“ handeln mag (Spicker 1997, 96). Die ältere, „engere“ Bedeutung von „Aphorismus“ im Sinn einer abbreviatorischen, aber systematisch-wissenschaftlichen Darstellung (die in Meyer 1885–1892, 1, 677 f. noch immer Erwähnung findet) fällt jedenfalls in der zeitgleich mit der Erstausgabe von FW erschienenen 13. Auflage des Brockhaus ersatzlos weg, wo nur noch knapp der jüngere, ‚allgemeinere‘ Wortgebrauch wiedergegeben wird. Der ganze Eintrag zum Lemma „Aphorismen“ lautet nun: „kurze, unverbundene und in prägnanter Form gehaltene Sätze; aphoristische Schreib- oder Sprechart, die abgebrochene, gedrungene Ausdrucksweise.“ (Brockhaus 1882–1887, 1, 756) In der 14. Auflage wird nach einem Vierteljahrhundert noch inhaltlich ergänzt: „Sinnprüche“, und es folgt eine Auflistung gattungsprägender deutscher Autoren, zu denen nun schon N. selbst gehört: „Von hervorragenden deutschen Verfassern von A[phorismen] sind besonders zu nennen: Goethe (‚Sprüche in Prosa‘), G. Ch. Lichtenberg, Fr. Nietzsche, Marie von Ebner-Eschenbach.“ (Brockhaus 1908, 1, 736) Laut Friedemann Spicker reflektiert dies „einen entscheidenden Neuansatz“ in der Begriffsbestimmung des Aphorismus in den Jahrzehnten um 1900, insofern „sich hier die Gattung ihrer Geschichte vergewissert und damit auf der Ebene des Konversationslexikons genau das Gattungsbewusstsein in statu nascendi abgebildet wird, das die zeitgenössische Literatur nahelegt und das die Literaturwissenschaft zögernd entwickelt“ (Spicker 1997, 262).

Bei näherem Hinsehen erweist sich auch diese ‚innovative‘ Gattungsbestimmung bzw. die auf sie gemünzte Rede von N.s ‚Aphorismen‘ allerdings ebenfalls als problematisch. Denn ‚kurze, unverbundene Sätze‘, wie sie noch um und nach 1900 als primäres Kriterium der Gattungszugehörigkeit gelten, sind N.s ‚Aphorismen‘ allenfalls zum geringeren Teil. Wenngleich seine ‚Aphorismenbücher‘ einerseits tatsächlich prägnante Kurztexte enthalten, die zum Teil sogar nur, wie gegen Ende von FW III, aus einem Satz oder wenigen Zeilen bestehen, gibt es darin andererseits auch etliche Abschnitte, die sich regelrecht zu Kurzesays auszuwachsen scheinen und bis zu vier oder fünf Druckseiten umfassen; sehr lange Sätze mit komplexer hypotaktischer Struktur sind dabei keine Seltenheit. Daher erscheint eine pauschale Zuordnung von N.s Werken zu der so definierten Gattung keineswegs evident, was denn auch schon früh zu diesbezüglichen Zweifeln in der literaturwissenschaftlichen Aphorismus-Forschung führte. Vor diesem Hintergrund konnte Franz H. Mautner in seinem richtungsweisenden Aufsatz *Der Aphorismus als literarische Gattung* von 1933, in dem er der „scheinbaren Sicherheit, die Nachschlagewerken so oft eigen ist“

(Mautner 1933, 132), mit genaueren historischen und systematischen Bestimmungsversuchen entgegentrat, die Frage aufwerfen: „Warum ist durchaus so zweifelhaft geblieben, ob Nietzsche zu den Aphoristikern gezählt wird oder nicht?“ (Mautner 1933, 133) Dass diese Frage bis heute „zweifelhaft geblieben“ ist, zeigen beispielsweise die konträren Einschätzungen von Stegmaier 2012b, 10–12 und Schmidt (2015) in NK 3/1, S. 24–28.

Zuordnungsprobleme ergeben sich aber auch, wenn man sich an aktuellere literaturwissenschaftliche Definitionen des ‚Aphorismus‘ hält, die im Zuge des intensivierten Forschungsinteresses an dieser Textsorte im ausgehenden 20. Jahrhundert aufgestellt worden und bis heute im Umlauf geblieben sind. Besonders einflussreich war und ist der Definitionsversuch Harald Fricke, der sich spätestens durch dessen Artikel „Aphorismus“ im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* (vgl. Fricke 1997, 104) als kanonische Definition etablierte; mit gewissen Einschränkungen folgen ihm die meisten späteren literaturwissenschaftlichen Arbeiten zum Aphorismus. Fricke's normative Definition, die teilweise ältere Bestimmungen aufgreift, lautet: „Ein Aphorismus ist ein kotextuell isoliertes Element einer Kette von schriftlichen Sachprosatexten, das in einem verweisungsfähigen Einzelsatz bzw. in konziser Weise formuliert oder auch sprachlich bzw. sachlich pointiert ist.“ (Fricke 1984, 18) Damit unterscheidet er, wie schon an dieser Formulierungsweise deutlich wird, im Einzelnen „die drei *notwendigen* Merkmale ‚Kotextuelle Isolation‘, ‚Prosaform‘ und ‚Nicht-Fiktionalität‘“, die allesamt erfüllt sein müssen, und die „vier *alternativen* Merkmale ‚Einzelsatz‘, ‚Konzision‘, ‚Sprachliche Pointe‘ und ‚Sachliche Pointe‘“, wobei von diesen alternativen Merkmalen „wenigstens eines [...] in jedem Aphorismus vorhanden“ sein muss (ebd., 14). Verbindlich bleibt Fricke's strenge Definition des Aphorismus – teils mit geringfügigen Modifikationen – u. a. für Helmich 1991, 11–14; Lamping 1991; Fedler 1992, 25–39 u. 182–185; Lasinger 2000, 17–19; Zymner 2002, 31 f. Auch Martin Stingelin definiert im „Aphorismus“-Artikel des *Nietzsche-Handbuchs* (NH) „Aphorismen im engeren Sinn“ mit Fricke als „nichtfiktionale, kontextuell [sic] voneinander isolierte, konzis formulierte und sprachlich bzw. sachlich pointierte Prosatexte“ und sieht dies uneingeschränkt eingelöst durch „die selbständigen Sammlungen *Menschliches*, *Allzumenschliches*, *Morgenröthe* und *Fröhliche Wissenschaft* sowie die ‚Sprüche und Zwischenspiele‘ aus *Jenseits von Gut und Böse* und die ‚Sprüche und Pfeile‘ aus *Götzen-Dämmerung*“ (Stingelin in NH 186).

Ohne die von Stingelin zugrunde gelegte Definition Fricke's an dieser Stelle grundsätzlich kritisieren oder korrigieren zu wollen (vgl. dazu etwa Spicker 1997, 11 f. u. Ullmaier 2001, 259–271), ist die pauschale Zuordnung von FW – sowie der ‚Vorgängerwerke‘ MA und M – zu dieser Gattungsdefinition doch in Frage zu stellen. Dies betrifft keineswegs nur die in FW (wie auch in geringe-

rem Ausmaß in der zweiten Ausgabe von MA) enthaltenen Gedichte, die mithin bereits das Kriterium der Prosaform nicht erfüllen. Vielmehr lassen sich auch die Prosatexte nicht so problemlos unter Fricke's Gattungsbegriff subsumieren, wie der NH-Artikel suggeriert. So mögen sie zwar zumindest zum Teil das zweite notwendige Kriterium der kotextuellen Isolation – das in gewisser Weise dem älteren Definiens des ‚Abgebrochenen‘, ‚Abgerissenen‘, ‚Unverbundenen‘ entspricht – erfüllen, dem zufolge es sich bei Aphorismen um serielle, mit anderen verkettete Texte handelt, deren Reihenfolge aber ohne Sinnverlust vertauscht bzw. aufgebrochen werden kann (vgl. Fricke 1984, 13). Doch auch wenn man sich nicht auf einen Streit darüber einlassen möchte, ob bzw. inwiefern das alternativ formulierte Kriterium ‚Einzelsatz‘ oder ‚Konzision‘ oder sprachliche/inhaltliche ‚Pointierung‘, in dem die älteren Gattungsmerkmale der Kürze und Prägnanz fortleben, auf N.s Prosatexte zutrifft, lässt sich schnell feststellen, dass Fricke's drittes notwendiges Kriterium – die auch von anderen jüngeren Definitionen als grundlegend für die aphoristische Gattung erachtete Nicht-Fiktionalität – von vielen ‚Aphorismen‘ N.s schon auf den ersten Blick nicht erfüllt wird. Sowohl in MA und M als auch in FW sind zum einen Dialoge zwischen fiktiven Gesprächspartnern (zumeist zwischen „A.“ und „B.“, mitunter aber auch ohne Benennungen, z. B. FW 33, FW 93, FW 168, FW 172, FW 190) enthalten, die mithin von dieser Bestimmung des Aphorismus abweichen; zum anderen finden sich auch und gerade in FW kürzere Erzähltexte, in denen ebenfalls fiktive Figuren auftreten und sprechen (z. B. FW 22, FW 32, FW 68, FW 73, FW 125, FW 342), so dass eine Genrebestimmung dieser Texte als Aphorismen nach heutigem Definitionsstandard schon aufgrund ihrer Fiktionalität nachdrücklich in Zweifel zu ziehen wäre.

Dieser Einwand geht noch über die Einschränkungen hinaus, die Fricke selbst, anders als Stingelin, mit Blick auf den ‚Aphoristiker‘ N. – allerdings wenig präzise – vornimmt. Vor dem Hintergrund seines alternativ formulierten Merkmals der Konzision unterscheidet Fricke nämlich in den fünf Büchern von FW Aphorismen und (Kurz-)Essays, um darauf zu verweisen, dass „die aphoristischen Ketten in loser Folge zwischen die Essaysammlungen gestreut“ seien (Fricke 1984, 121), ohne den so behaupteten Unterschied indes näher zu erläutern oder an konkreten Textbeispielen zu illustrieren. Überdies steht Fricke's Differenzierung in deutlicher Spannung zu seiner grundsätzlichen (nicht nur auf N. bezogenen) Bemerkung, dass sich „manche Aphorismen über mehrere Seiten erstrecken“ und „damit quantitativ ununterscheidbar von anderen Prosa-gattungen wie Essay“ seien (ebd., 14), wenngleich bei ‚echten‘ Aphorismen-Ketten „durchschnittlich wenigstens zweimal pro Druckseite ein neuer Aphorismus anfangen sollte“ (ebd., 15). Das im Rahmen seiner gattungstheoretischen Überlegungen deutlich stärkere Gegenargument der Fiktionalität führt

Fricke jedoch nur in Bezug auf Za an, dem er einen „fiktionalen Kern“ attestierte und dabei den Status einzelner Reden als „Rollenprosa“ markiert (ebd., 120 f.). Dass etliche der Prosatexte in FW gleichfalls eindeutig fiktional und daher nach seiner Definition keinesfalls Aphorismen sind, fällt ihm hingegen nicht auf. Vollständigkeitshalber sei allerdings noch erwähnt, dass, entgegen dem an Fricke anschließenden Mainstream der neueren Gattungstheorie, in der Aphorismus-Forschung vereinzelt die Nicht-Fiktionalität überhaupt als Gattungsmerkmal bestritten und folglich sehr wohl von Aphorismen auch im Sinne fiktionaler Literatur ausgegangen wird (so bei Schneider 1998, 31–33). Das Merkmal der kotextuellen Isolation wiederum und damit die Zugehörigkeit zur Textform des Aphorismus bestreiten für die Prosatexte in FW Figal 2000b, 314 f. und, ihm weitgehend folgend, Zittel 2015, 52 f. Vgl. ebenfalls die „kontextuelle“ – mit Fricke: kotextuelle – Interpretation von FW V durch Stegmaier 2012b, der trotzdem von „Aphorismen“ spricht.

Die, wie man sieht, nicht eindeutig und allgemeingültig zu beantwortende Frage nach der Zugehörigkeit von N.s Prosatexten der ‚mittleren‘ Werkphase zum aphoristischen Textgenre stellt sich allerdings nicht erst aus der Perspektive der älteren und neueren Forschung, sondern bereits bei N. selbst: Eine nachgelassene Aufzeichnung N.s aus dem Jahr 1880 zum Beispiel problematisiert in deiktisch-selbstreferentiellem Gestus die Anwendbarkeit des Aphorismus-Begriffs auf die eigenen Texte des sprechenden Autor-Ich: „Das sind Aphorismen! Sind es Aphorismen? – mögen die welche mir daraus einen Vorwurf machen, ein wenig nachdenken und dann sich vor sich selber entschuldigen – ich brauche kein Wort für mich“ (NL 1880, 7[192], KSA 9, 356, 16–19). Vielleicht spielt der „Vorwurf“ auf den Umstand an, dass „meine Leser keine Aphorismen mehr von mir lesen wollten“, wie N. gegenüber Köselitz Ende August 1881 eine Äußerung seines damaligen Verlegers Schmeitzner wiedergibt (KSB 6/KGB III 1, Nr. 143, S. 122, Z. 17 f.). Die Eingangs-Aussage „Es [eKGWB: Das] sind Aphorismen!“ könnte dann als eine (vorwurfsvolle) Fremdzuschreibung zu verstehen sein, die das Sprecher-Ich zurückweist. Jedenfalls erfolgen in der nachgelassenen Aufzeichnung sowohl eine Selbsthinterfragung der aphoristischen Textform als auch eine damit verbundene Distanzierung von allen terminologischen Festlegungen der Textsorte (vgl. hierzu Schwab 2019, 65). Dazu passt, dass N. auch – und öfter noch als von Aphorismen – von „Sentenzen“ und „Sprüchen“ spricht, und zwar gerade in Bezug auf solche Texte, die nach der neueren Gattungstheorie noch am ehesten als Aphorismen zu bezeichnen wären.

Doch auch wenn es sich bei einem Teil der Prosatexte in N.s ‚Aphorismenbüchern‘ tatsächlich um Aphorismen nach heutigen Definitionsstandards handeln sollte, wäre dies erst nach eingehenderen Einzelfallprüfungen zu entschei-

den, so dass im Folgenden zumeist der unproblematische, weil übergreifende Ausdruck ‚Abschnitte‘ für die durchnummerierten und mit Überschriften versehenen Prosatexte in den fünf Büchern von FW gebraucht wird, seien es nun Aphorismen, Sentenzen, Kurzsays, Dialoge, Parabeln oder anderes. Zu betonen ist, dass N. keinen einheitlichen ‚aphoristischen‘ Schreibstil ausbildete, sondern sich einer Vielfalt von Ausdrucksformen bediente, wovon auch und gerade FW zeugt. In EH wird schließlich sogar ganz unbescheiden „die vielfachste Kunst des Stils überhaupt“ beansprucht, „über die je ein Mensch verfügt hat“ (KSA 6, 304, 11 f.). Zumindest kann man N. tatsächlich das Vermögen attestieren, souverän zwischen unterschiedlichen Stilen und Textsorten zu wechseln. Als ‚Dichterphilosoph‘ hat er mit den etablierten Konventionen des systematischen Philosophierens gebrochen und das Register der philosophischen Schreibweisen erheblich erweitert bzw. in Richtung Literatur verschoben.

In dieser Hinsicht kann FW als ‚repräsentatives‘ Werk N.s gelten: Der Kosmos seines Gesamtwerks konstituiert sich aus einer Vielfalt von Textgenres und -formen, zu denen nicht zuletzt Gedichte gehören, wie unter seinen zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften vor allem FW zeigt. Die lyrischen Texte sind hierbei, wie schon gesagt, deutlich vom ‚Haupttext‘ abgesetzt, erfüllen aber in Bezug auf ihn auch spezifische selbstreflektierende und rezeptionslenkende Funktionen als ‚Motto‘, „Vorspiel“ und „Anhang“. Es handelt sich also um lyrische ‚Paratexte‘, deren Verhältnis zum prosaischen ‚Haupttext‘ eigene Perspektiven eröffnet und besondere Interpretationsanstrengungen herausfordert. So hat etwa Heinrich Detering mit Blick auf den lyrischen „Anhang“ der Neuausgabe von FW gute Gründe dafür angeführt, dass diese „Lieder“, mit denen sich laut FW Vorrede 1 „ein Dichter auf eine schwer verzeihliche Weise über alle Dichter lustig macht“ (346, 23 f.), zumindest aus der epilogischen Perspektive von FW 383 nicht bloß „Appendix, sondern Ziel des Buches“ sein könnten (Detering 2015, 156). Das Wechselspiel von Lyrik und Prosa führt also zu Brechungen, die ein neues Licht auch auf Themen, Motive und sogar auf den Status des ‚Haupttextes‘ werfen.

Umgekehrt reflektieren einzelne Abschnitte im ‚Haupttext‘ von FW, vor allem im Zweiten Buch, selbst wiederholt die unterschiedlichen Aussagemodi von lyrisch-poetischem und prosaisch-philosophischem Sprechen. Doch sind diese auktorialen Selbstreflexionen durch Ambivalenzen und Widersprüche gekennzeichnet. Immer wieder kommen die Prosatexte auf das Verhältnis von Ästhetik und Erkenntnis, Kunst und Philosophie, Dichtung und Wissenschaft zu sprechen und formulieren hierüber unterschiedliche, ja gegensätzliche Urteile. Kunst und Dichtung gelten bisweilen als überlegene Erkenntnisformen (vgl. FW Vorrede 4, FW 78), sie werden aber ebenso als notwendige und lebens-

erhaltende Illusionierungen eingestuft (vgl. FW 107, FW 299) oder gar als irreführende Täuschungen zurückgewiesen (vgl. FW 84, FW 86). Derart zeugen gerade auch diese ‚ästhetischen‘ Überlegungen von der für FW insgesamt charakteristischen multiperspektivischen Betrachtungsweise, die gekennzeichnet ist durch eine permanente Verschiebung des Betrachter-Standpunkts. Auf diese Weise erfasst sie ihre Gegenstände immer wieder neu und nimmt sie immer wieder anders in den Blick, gewinnt ihnen unterschiedliche Facetten ab, führt aber nicht zu einheitlichen ‚Theorien‘, sondern mitunter nur zu unauflösbaren Aporien. Das schließt jedoch keineswegs aus, dass sich die in FW enthaltenen Betrachtungen zum Verhältnis von Literatur und Philosophie bzw. Lyrik und Prosa zum Teil dennoch sinnvoll und erhellend auf die Konzeption des Werks selbst beziehen lassen.

So wird beispielsweise die Personalunion von Lyriker und Prosaist eigens, wenngleich ohne ausdrücklichen Selbstbezug, in FW 92 thematisiert, wo behauptet wird, „dass die grossen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind“ (447, 19 f.) und ihre Prosa in beständiger Tuchfühlung mit der lyrischen Poesie, in abwechselnder Abwehr und Annäherung ihr gegenüber verfasst haben. Damit ist mehr als ein bloßes Nebeneinander von Lyrik und Prosa gemeint, nämlich das Stilideal einer ‚poetischen Prosa‘, das sich in spezifischer Weise nicht nur in diesem Abschnitt, sondern in allen fünf Büchern von FW performativ realisiert sehen lässt. Denn deren Prosatexte weisen in großer Dichte sprachlich-stilistische Merkmale auf, die gemeinhin als Ausweis von Literarizität bzw. Poetizität gelten. Sie strotzen vor rhetorischen Tropen und Figuren, setzen in extensiver Weise etwa Metaphern, Repetitionen und Apostrophen, Exklamationen, Aposiopesen und rhetorische Fragen, etymologische Figuren, Parallelismen und Antithesen ein und folgen, bis in das Satztempo hinein, musikalischen Prinzipien, wobei nicht zuletzt auch Typographie (Hervorhebung durch Sperrdruck) sowie Interpunktion (Gedankenstriche, Anführungs-, Frage- und Ausrufezeichen, Doppel- und Auslassungspunkte, Klammern etc.) eine rhythmisierende und bedeutungstragende Rolle spielen.

Dabei ist vielfach zu verfolgen, wie N. einerseits an konventionelle Formen anknüpft, ihnen dann aber doch eine eigene, originelle Prägung gibt. So greift er häufig verbreitete Metaphern und Redewendungen auf, um sie umzudrehen oder auf andere Art zu verändern und ihnen damit neuartige Bedeutungen zuzuweisen. Auffällig ist darüber hinaus eine allgemein ausgeprägte Neigung zum Sprachspiel; immer wieder scheint die Wortwahl nicht durch den semantischen Gehalt, sondern durch klangliche und rhythmische Qualitäten gesteuert zu werden. Nicht nur gemessen an herkömmlichen philosophischen Schreibweisen, sondern auch im Vergleich zur zeitgenössischen ‚schönen Literatur‘ zeichnet sich damit eine deutliche Differenz ab: Während die Dichtungen des Realismus dazu tendieren, ihren Kunstcharakter zu verschleiern, rückt N. in

FW wie auch in seinen benachbarten Werken die kunstvolle rhetorische Sprachgestalt seiner Prosatexte immer wieder ostentativ und selbstreflexiv in den Vordergrund. Das lässt seine Schreibweise seltsam unzeitgemäß erscheinen. Indem sie auf den Eigenwert der sprachlichen Form, der Bilder und des Klangs setzt, unterscheidet sie sich markant sowohl von den literarischen als auch von den philosophischen Schreibstilen der Zeit; sie zielt oft auf Konnotation und Assoziation statt auf Klarheit und Präzision.

Die Literarizität von N.s ‚Aphorismen‘ reicht über den ‚poetischen‘ Schreibstil aber noch hinaus; sie betrifft auch den ‚philosophischen‘ Denkstil. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass N. in FW keine kohärenten Theorien oder Lehren entwickelt, sondern immer wieder neu ansetzende Betrachtungen über verschiedene Themen und Gegenstände präsentiert, die unterschiedliche Perspektiven experimentell erproben und dabei nicht selten zu einander widersprechenden Resultaten gelangen. Karl Jaspers meinte sogar generalisieren zu dürfen: „Das *Sichwidersprechen* ist der Grundzug Nietzscheschen Denkens“ (Jaspers 1936, 8), um im Anschluss zu beklagen, dass sich Vertreter unterschiedlichster Weltanschauungen bei N. bedienen und herausklauben, was ihnen gerade passt. Kurt Tucholsky hatte im Hinblick auf diese zweifelhafte, selektive Rezeptionspraxis schon einige Jahre davor das bekannten Diktum geprägt: „Sage mir, was du brauchst, und ich will dir dafür ein Nietzsche-Zitat besorgen.“ (Tucholsky 2011, 19) Wichtig ist allerdings zu sehen, dass es sich bei der eigentümlichen Selbstwidersprüchlichkeit von N.s Denken nicht nur um ein ko- bzw. intertextuelles Phänomen handelt, wonach die in einem Abschnitt vertretene Sichtweise derjenigen anderer Texte im selben Werk oder in anderen Werken desselben Autors widerspricht (vgl. Pütz 1967, 17–22 und Schmidt 2004, 2, 131–133), sondern oft zumal um ein intratextuelles Phänomen in dem Sinne, dass schon ein und derselbe Abschnitt bei näherem Hinsehen gar keine stringente und konsistente Argumentation entfaltet. Vielmehr weisen die Texte häufig genug argumentationslogische Brüche und Unstimmigkeiten auf, obwohl sie Evidenz suggerieren oder gar in offensiven Leseransprachen Einverständnis heischen. In etliche Gedankengänge werden derart viele hypothetische Voraussetzungen, Bedingungen und Einschränkungen eingeflochten, dass dies jeden festen Aussagegehalt unterminiert. Je genauer man liest, desto mehr Fragen werfen viele Texte N.s nur auf.

Eine übergeordnete, grundsätzliche Frage lautet dabei, wer in den Texten – und so auch in FW – überhaupt spricht, und zwar nicht nur in jenen Kurztexten, die als Dialoge oder (parabolische) Erzählungen ohne Umschweife als fiktional einzustufen sind, sondern auch in den übrigen, in denen oftmals ein auktoriales „Ich“ oder „Wir“ spricht, das viele Leser auf den ersten Blick mit N. gleichzusetzen geneigt sind. Während man mit Blick auf Za früher gern

„Nietzsche in Zarathustra [...] und Zarathustra in Nietzsche“ sah (Grätz 2016, 357), hat sich die Unterscheidung zwischen N. als empirischem Autor und Zarathustra als fiktiver Figur in der Forschung inzwischen weithin durchgesetzt. Im Fall von FW und den anderen ‚Aphorismenbüchern‘ N.s hingegen scheint für viele Interpreten nach wie vor ganz selbstverständlich der Autor selbst zu sprechen – sofern denn nicht, wie in den genannten Ausnahmefällen, offensichtliche Fiktionalitätssignale vorliegen. Nimmt man indes die erwähnte Multiperspektivität von N.s Texten, die sowohl auf kotextueller als auch intratextueller Ebene zu mancherlei Ungereimtheiten führt, als Denk- und Schreibstil ernst, so lässt sich die jeweils sprechende Instanz genauer als eine *perspektivische Sprechinstanz* fassen, die zwar „ich“ oder im Pluralis auctoris „wir“ sagen mag, aber keineswegs umstandslos mit dem empirischen Autor N. zu identifizieren ist. In Teilen der jüngeren Forschung zeigt sich erfreulicherweise schon ein geschärftes Bewusstsein für das daraus ableitbare Faktum, dass N.s ‚aphoristische‘ Prosa generell als „Rollenprosa“ (Benne 2016b, 109) zu betrachten ist. Und zwar nicht nur dann, wenn wir es, wie etwa in dem prominenten Abschnitt FW 125, mit einer gleich auf den ersten Blick als fiktive Figur erkennbaren Sprechinstanz zu tun haben wie „jenen tollen Menschen“ (480, 22 f.), der – und nicht etwa N. – hier verkündet: „Gott ist todt!“ (481, 15) Es empfiehlt sich in der Tat die hermeneutische Prämisse, auch die scheinbar nicht-fiktionalen ‚Aphorismen‘ von FW, in denen ohne erkennbaren narrativen oder dialogischen Rahmen ein Ich oder Wir und unter Umständen wechselnde Ichs und Wirs sprechen, prinzipiell als Rollenrede zu verstehen.

Die Unterscheidung zwischen perspektivischer Sprechinstanz und empirischem Autor sollte auch dort gelten, wo N. scheinbar auf sich selbst als Person referiert, wie am eindeutigsten wohl in FW Vorrede 2. Der Abschnitt beginnt mit den Worten: „Aber lassen wir Herrn Nietzsche: was geht es uns an, dass Herr Nietzsche wieder gesund wurde?“ (347, 2 f.) Dieser Satz legt einerseits zwar nahe, dass es sich im vorangehenden, ersten Abschnitt der Vorrede um die Privatbelange des historischen „Herrn Nietzsche“ gehandelt habe, namentlich um seine Genesung von langer Krankheit, der sich die Entstehung von FW verdanke, wie dort (allerdings nicht ganz glaubhaft) versichert wird. Andererseits impliziert bereits das Reden über „Herrn Nietzsche“ in der dritten Person, dass das hier sprechende „wir“/„uns“ sich von diesem „Herrn Nietzsche“ irgendwie distanziert, was dann ja noch durch die ironische (Selbst-)Aufforderung zur thematischen Abkehr unterstrichen wird (vgl. NK 347, 2 f.). Das lässt sich so verstehen, dass zuvor „Herr Nietzsche“ die sprechende Instanz war, die noch im „ich“-Modus von sich selbst erzählte, während jetzt ein anderes Aussagesubjekt das Wort ergreift und an seine Stelle tritt: das „wir“, das mit einer rhetorischen Frage ausdrücklich – aber, wie sich anschließend zeigt, nur

scheinbar – auf Abstand zu „Herrn Nietzsche“ und seinem vermeintlichen Genesungserlebnis geht.

Mit Paul van Tongeren's treffender Formulierung kann man hier von „Nietzsche“-Darbietungen oder -Performances“ (Tongeren 2012a, 16) sprechen, letztlich von Auto(r)fiktionen (vgl. Wagner-Egelhaaf 2013), wie sich literaturtheoretisch ergänzen oder präzisieren ließe. Dies verträgt sich auch grundsätzlich mit dem Befund von Dehrmann 2014, 273 f., dem zufolge N. in FW Vorrede „eine Autorfunktion [inszeniert], die sich gleichsam als empirischer Autor gibt“, mit diesem aber „nicht [...] verwechselt werden“ dürfe. Christian Benne und Jutta Georg weiten diesen Befund auf FW im Ganzen aus, indem sie festhalten, darin spreche N. „nicht als Nietzsche, sondern als ‚Nietzsche‘, d. h. als beständig sich selbst inszenierender [...] philosophischer Schriftsteller“ (Benne/Georg 2015a, 1). Damit kann jedoch nicht gemeint sein, dass FW nur eine einzige auto(r)fiktive Sprechinstanz bzw. „Nietzsche“-Inszenierung vorzuweisen hätte oder N. sich lediglich „in zwei Rollen aufteilt“ (Dehrmann 2014, 273). Die Selbst- oder vielmehr Sprechinstanz-Inszenierungen *wechseln* dagegen beständig, und dabei können nahezu beliebig viele unterschiedliche, ja gegensätzliche Rollen, Perspektiven und Positionen eingenommen werden. Selbst wenn die Stimme des empirischen Autors N. sich bisweilen darunter mischen sollte, so ließe sie sich doch nicht mehr von der Vielzahl der anderen sprechenden Stimmen unterscheiden.

Aber, so möchte man vielleicht fragen, ist das überhaupt noch Philosophie oder schon bzw. ‚nur‘ Literatur? Immerhin haben wir es mit Texten zu tun, die wechselnde Sprechinstanzen und Perspektiven zur Geltung bringen und mit Relativierungen, Paradoxien und Ironie arbeiten – mit Darstellungsmitteln, die die Verbindlichkeit von Aussagen konterkarieren und dadurch das unterbinden, was viele Rezipienten von Philosophie erwarten: den Entwurf eines systematischen Gedankengebäudes oder wenigstens definitive, logisch möglichst sauber hergeleitete Aussagen, die sich als ‚Wahrheiten‘ präsentieren. Stattdessen sind N.s ‚Aphorismen‘ durchzogen von unterschiedlichen Formen des uneigentlichen Sprechens und von vielfältigen Strategien der Distanzierung gegenüber dem Aussagegehalt, die den Eindruck unverbindlicher Denksperimente erzeugen. Höchst ungewöhnlich für philosophische Texte ist etwa die Vorliebe für den Konjunktiv und das hypothetische ‚Als ob‘, die das Dargelegte unter Vorbehalt stellen, so zum Beispiel, wenn der prominente Gedanke der „ewigen Wiederkehr“ in FW 341 im irrealen Modus des ‚Was wäre wenn ...‘ vorgetragen wird (generell zum Zusammenhang von „Als-ob-Struktur“ und literarischer „Fiktionalität“ vgl. Hempfer 1990, 127). Analog zum narratologischen Konzept des ‚unzuverlässigen Erzählens‘ (vgl. Martínez/Scheffel 2007, 95–107) könnte man bei N. auch von einem ‚unzuverlässigen Argumentieren‘

sprechen: Oft reklamieren die Sprechinstanzen seiner Texte zwar die souveräne Übersicht einer Vogel- oder Metaperspektive auf die Geschichte, die Menschheit, die Wissenschaft usw., verstricken sich dabei aber in auffällige argumentationslogische Widersprüche, die den Eindruck wecken, als fehle die Übersicht über den eigenen Gedankengang.

Angesichts der aus philosophischer Sicht bestehenden Gefahr, bei einer solchen ‚textistischen‘ Betrachtungsweise könne sich N.s ‚Philosophie‘ gänzlich in Luft auflösen, hat Andreas Urs Sommer in seiner Freiburger Antrittsvorlesung *Was bleibt von Nietzsches Philosophie?* vom Juli 2017 den umsichtigen Vermittlungsvorschlag unterbreitet, Philosophie bei N. „nicht als ein feststehendes Gefüge von Gedanken, ein wohlproportioniertes Gestell von Propositionen, sondern vielmehr als Prozess, als Bewegung“ zu verstehen: als ein nur im Vollzug, nicht als Resultat zu habendes Philosophieren, das „sich weniger über Inhalte, eher über Verfahren beschreiben“ lässt (Sommer 2019b, 109). Dem ist zweifellos und insbesondere mit Blick auf den Denk- und Schreibstil von FW zuzustimmen; und wenn sich dadurch, dass „das Versprechen auf Kohärenz in den Texten ebenso wenig eingelöst wird wie dasjenige definitiver Lehren“, laut Sommer „ein philosophisches Nachdenken“ herausgefordert sieht (ebd., 111), das sich von N.s Denkbewegungen irritieren lässt, so setzt dies offenkundig eine sehr genaue, sorgfältige Textlektüre voraus, die den Unterschied zwischen philosophischer und philologisch-hermeneutischer Interpretation tendenziell ebenso aufhebt, wie die zugrunde liegenden Texte selbst schon die Differenz zwischen Philosophie und Literatur nivellieren.

Bei aller angebrachten Vorsicht gegenüber einer vorschnellen Gleichsetzung N.s mit den Sprechinstanzen in seinen Texten, zumal in den späten Vorreden zu Neuausgaben seiner älteren Werke, kann sich eine ‚philologische‘ N.-Interpretation auf verschiedene Äußerungen in seinen Werken berufen. Eine davon stammt aus der (wie FW Vorrede) im Herbst 1886 entstandenen Vorrede zur früheren ‚Schwesterschrift‘ M, wo die „Philologie“ als eine „ehrwürdige Kunst“ des gründlichen Lesens gepriesen wird, „als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat“ (KSA 3, 17, 17–20). Am Ende des Textes ruft das auktoriale Ich seinen potentiellen Rezipienten zu: „Meine geduldigen Freunde, dies Buch wünscht sich nur vollkommene Leser und Philologen: l e r n t mich gut lesen! –“ (KSA 3, 17, 30–32) Selbst wenn man diese Lektüreeinweisung vor allem als Reminiszenz an die einstige philologische Ausbildung sowie Lehr- und Forschungstätigkeit N.s verstehen mag (vgl. NK KSA 3, 17, 10 f.), sollte dennoch nicht übersehen werden, dass die Forderung nach einer (auch) philologischen Lektüre- bzw. Interpretationspraxis der dadurch zu erschließenden ‚Aphorismen-Sammlung‘ ihrerseits implizit einen literarischen Charakter zuschreibt, wie man ihn ebenfalls den Prosatexten von FW attestieren kann.

Doch wenngleich diese sich als – höchst variantenreiche – Äußerungsweisen einer literarischen Philosophie oder philosophischen Literatur verstehen lassen, ist der formale Unterschied zwischen den prosaischen und den lyrischen Texten in FW keinesfalls zu vernachlässigen. Der Wechsel in den Modus versgebundenen Sprechens kann durchaus bedeuten, dass in der lyrischen Gattung alternative Artikulationsmöglichkeiten gegenüber der ‚aphoristischen‘ Ausdrucksform erprobt werden. Indes griffe es entschieden zu kurz, die philosophisch-literarische Prosa des ‚Haupttextes‘ der Lyrik der ‚Paratexte‘ als ‚reiner‘ Literatur gegenüberzustellen. Die Synthese von Philosophie und Literatur betrifft nicht nur die Prosa, sondern *mutatis mutandis* ebenso sehr die Lyrik in FW: Es handelt sich um philosophische Lyrik bzw. um lyrische Philosophie. Mit der formalen Differenz zwischen Prosa und Lyrik ist bei N. keine grundsätzliche inhaltliche Differenz verbunden; in beiden Gattungen können dieselben oder ähnliche Themen verhandelt werden, wenngleich sich das *Wie* des Sprechens dabei natürlich unterscheidet. Dies betrifft aber nicht den Rollencharakter der Rede: Die lyrischen Ichs dieser Texte sind mitnichten „noch weniger“ (Benne 2015a, 42) mit dem empirischen Autor N. gleichzusetzen als die Sprechinstanzen seiner Prosa, sondern schlicht genauso wenig. Besonders deutlich wird dies, wenn einzelne Texte zunächst als ‚Aphorismen‘ konzipiert und dann erst in die lyrische Form umgegossen werden, wie es beispielsweise bei etlichen Gedichten von FW Vorspiel der Fall ist. Dass „das Epigramm [...] als Versform des Aphorismus“ erscheint, notiert deshalb Wuthenow 1982, 299. Ebenfalls mit Blick auf den lyrischen Eröffnungszyklus bemerkt Benne 2015a, 29 selbst eine auch formale Gemeinsamkeit mit den nachfolgenden Prosatexten: „Sogar typographisch markiert Nietzsche die Verwandtschaft zu den Aphorismen, indem die Titel der Gedichte nicht nur ebenfalls gesperrt, sondern mit für Gedichttitel sonst unüblichen Punkten versehen sind.“ Diese typographisch-interpunktische Ähnlichkeit – lediglich der bei den ‚Aphorismen‘ obligatorische Gedankenstrich nach dem Titel fehlt im Fall der Gedichte – gilt freilich nicht nur für FW Vorspiel, sondern ebenso sehr für FW Anhang.

4 Struktur und Gehalt

Da FW 1887 in zweiter, stark erweiterter Ausgabe erschienen ist, die sich durch wichtige Teile des Werks (Vorrede, Fünftes Buch, Anhang) von der 1882 veröffentlichten Erstausgabe unterscheidet, auch wenn der restliche Text unverändert blieb, gibt es streng genommen zwei Werkstrukturen. Die folgende – grob skizzierende – Überblicksdarstellung geht zwar von der zweiten Ausgabe aus, die auch in KSA 3 abgedruckt ist und die heute geläufige Version darstellt,

reflektiert aber die strukturellen Veränderungen bzw. Ergänzungen dieser Neuauflage mit, in der FW aus einer „Vorrede“, einem lyrischen „Vorspiel“, fünf ‚Büchern‘ und einem lyrischen „Anhang“ besteht.

Sieht man einmal vom Titelblatt ab, dessen Umgestaltung eine eigene Betrachtung verdient, die allerdings dem Stellenkommentar überlassen bleibt, dann bildet also die 1887 hinzugekommene „Vorrede“ als derart gekennzeichnete Paratext den ersten Werkteil, auf den freilich nicht gleich der ‚aphoristische‘ Haupttext, sondern mit FW Vorspiel ein zweiter Paratext folgt, der 1882 noch an erster Stelle stand. Die aus vier Abschnitten bestehende „Vorrede zur zweiten Ausgabe“, die schon durch diesen Titel ihre Nachträglichkeit zu erkennen gibt, thematisiert denn auch im Rückblick die (vorgeblichen) Entstehungsumstände des fünf Jahre zuvor erstmals erschienenen Werks, das sich einem nachdrücklichen Genesungs- bzw. Hoffnungslebens verdanke, von dem auch die „Lieder des Prinzen Vogelfrei“ zeugen (Abschnitt 1). Hiervon ausgehend, nimmt die Vorrede zunächst die Bedeutung von Krankheit und Gesundheit für die Philosophie überhaupt (Abschnitt 2) sowie insbesondere die verwandelnde, vertiefende Wirkung des selbst erlittenen ‚großen Schmerzes‘ und damit den philosophischen Wert der Krankheit (Abschnitt 3) in den Blick. Zuletzt wird dann der philosophischen Suche nach absoluter Wahrheit eine entschiedene Absage erteilt und stattdessen ein zukunftsorientiertes Bekenntnis zu einem ‚aus Tiefe oberflächlichen‘ Schein der schönen Kunst abgelegt (Abschnitt 4).

In der Erstausgabe wurde FW durch das den Titel einer kurzen Komödie Goethes zitierende Vorspiel „Scherz, List und Rache.“ eröffnet, das in der Neuauflage gleichsam an die Stelle einer ‚zweiten Vorrede‘ rückt. Es besteht aus 63 kurzen Gedichten mit unterschiedlichen Strophenformen, die zwischen zwei und zehn Versen umfassen, oft sinnspruchartigen Charakter haben und von N. selbst als „Epigramme“ bezeichnet wurden. Wichtige Motive des Zyklus bilden die poetologische (Selbst-)Reflexion des Schreibprozesses und der Rezeptionsbedingungen (Nr. 1, 7, 23, 52, 54, 56, 59). Metaphorisch thematisiert werden – teilweise in Verbindung mit dem zentralen Sujet des Schreibens und Lesens – physiologische Vorgänge wie Essen, Trinken und Verdauen (Nr. 1, 8, 10, 24, 35, 39, 54), unterschiedlichste (Fort-)Bewegungsarten wie Segeln (Nr. 2), Graben (Nr. 3), Gehen/Laufen (Nr. 5, 7, 12, 52), Steigen (Nr. 6, 16, 26, 47), Kriechen (Nr. 8), Bücken (Nr. 9), Fallen (Nr. 10, 25, 44, 58), Rollen (Nr. 10, 29, 63), Tanzen (Nr. 13, 28), Wandern (Nr. 27) und Reisen (Nr. 37). Mit diesen Vorgängen und Bewegungen, durch die der Gedichtzyklus insgesamt einen stark körperlich-dynamischen Eindruck erzeugt (vgl. Benne 2015a, 38 f.), sind neben den poetologischen Reflexionen auch solche verknüpft, die auf die Themenkomplexe Tugend/Moral und Affekte/Ansehen (Nr. 5, 17, 18, 43, 63), Ich und Mitmensch (Nr. 14, 20, 25, 26, 30, 33), Mann und Frau (Nr. 19, 22, 50) abzielen.

Subjekt des lyrischen Sprechens ist dabei freilich kein einheitliches lyrisches Ich, sondern es wechseln Selbstaussagen in jeweils rollenhafter Ich- oder Wir-Form, Anreden an fiktive Adressaten, ‚Personenbeschreibungen‘ in der dritten Person, direkte und dialogische Rede sich ab. Wie in den folgenden Prosatexten der einzelnen ‚Bücher‘ von FW haben wir es auch hier mit unterschiedlichen Sprechinstanzen zu tun, hinter denen nicht ohne Weiteres Sichtweisen oder Erlebnisse des empirischen Autors N. zu sehen sind. Hinzu kommt, dass auch auf der inhaltlichen Ebene von FW Vorspiel mit den genannten Themen und Motiven bereits Vorgriffe auf die Prosa-Abschnitte des ‚Haupttextes‘ erfolgen.

Für die enge Verbindung von ‚aphoristischer‘ Prosa und ‚philosophischer‘ Lyrik im weiter oben schon skizzierten Sinn spricht auch, dass N. im Frühling 1882 in einem disponierenden Entwurf zur Erstfassung von FW den Gedichtzyklus „Scherz, List und Rache“ gar nicht als ‚Paratext‘ („Vorspiel“) behandelt, sondern auf derselben konzeptionellen Ebene wie die restlichen Werkteile ansiedelt: „Die fröhliche Wissenschaft. 1. Sanctus Januarius. / 2. Über Künstler und Frauen. / 3. Gedanken eines Gottlosen. / 4. Aus dem ‚moralischen Tagebuche‘. / 5. ‚Scherz List und Rache‘. Sinnsprüche.“ (NL 1882, 19[12], KSA 9, 678, 22–26 = M III 6, 25) Der Entwurf vertauscht offenkundig gegenüber der wenig später erschienenen Druckfassung das Erste mit dem Vierten Buch, während den Titeln nach zu schließen das Zweite und Dritte Buch ihre Stellung behalten; als ‚Fünftes Buch‘ war diesem Gliederungsschema zufolge die Gedichtsammlung gedacht, die schließlich bei gleichbleibendem Obertitel zum „Vorspiel in deutschen Reimen“ umgewidmet wurde. Vgl. hierzu Brusotti 1997b, 383, Anm. 8. Ähnlich waren auch die „Lieder des Prinzen Vogelfrei“, die in der Neuausgabe als „Anhang“ firmieren, nicht von vornherein als solcher konzipiert. Vielmehr brachten sie es in Werkplänen aus dem Jahr 1885 noch zum Untertitel von „Gai saber“ (vgl. KGW IX 5, W I 8, 142, 11–14 = NL 1885/86, 2[73], KSA 12, 95, 11 f.) sowie sogar zum eigenständigen Werktitel, unter dem aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur Gedichte, sondern auch Prosatexte stehen sollten (vgl. KGW IX 4, W I 6, 1, 4–6 = NL 1885, 45[2], KSA 11, 709, 2 f. u. KGW IX 4, W I 6, 78, 40–42 = NL 1885, 45[4], KSA 11, 709, 7 f.). Von einer generell nachrangigen oder ungleichberechtigten Behandlung der lyrischen Poesie gegenüber der philosophischen Prosa bei N. zu sprechen, erwies sich folglich trotz der schließlich erfolgten Verteilung auf Para- und Haupttext als fragwürdig.

So beliebig und ziellos N.s eigentümliches Experimentieren mit verschiedenen Werktiteln und Werkplänen mitunter auch erscheinen mag, so aufschlussreich können diese dennoch in einigen Fällen für die ‚Kompositionsgeschichte‘ seiner Werke sein. Dies gilt zumal für den zitierten Entwurf vom Frühling 1882.

Obwohl N. für die Druckfassung, mit Ausnahme von FW Vorspiel und FW IV, die zwischenzeitlich vorgesehenen Titel der einzelnen ‚Bücher‘ gänzlich wegließ und stattdessen einfach wie bereits bei M mit Ordnungszahlen durchnummerierte, lassen sich, wie angedeutet, auch die restlichen drei Bücher des Entwurfs den entsprechenden Büchern der demgegenüber umstrukturierten Erstausgabe zuordnen.

Das schließlich auf FW Vorspiel folgende Erste Buch, das im Entwurf noch an dritter Stelle steht und „Aus dem ‚moralischen Tagebuche‘“ betitelt ist, behandelt in seinen 56 Abschnitten (FW 1–56) verschiedenartige, teils miteinander verschränkte Themen, die in einem weit gefassten Sinn zu „den moralischen Dingen“ (378, 22f.) gehören und insofern eine Parallele zum Gegenstandsbereich der französischen Moralisten erkennen lassen, auf die denn auch im Ersten Buch vereinzelt angespielt wird. Es bietet damit zugleich schon einen Vorblick auf das vielfältige thematische Spektrum der folgenden Bücher von FW. Leitende, teils mehrfach miteinander verflochtene Motive von FW I sind etwa die ertöhlende Funktion des Guten und Bösen (FW 1, FW 4), das intellektuelle oder schlechte Gewissen (FW 2, FW 50, FW 52, FW 53), Adel und Vornehmheit (FW 3, FW 18, FW 31, FW 40, FW 55), Wissen und Wissenschaft (FW 7, FW 11, FW 12, FW 20, FW 33, FW 37, FW 46), Sitten (FW 35, FW 43) und Tugenden (FW 8, FW 13, FW 19, FW 21), Egoismus und Altruismus (FW 14, FW 49), Handel und Arbeit (FW 6, FW 31, FW 42), Entwicklung der Menschheit bzw. „Culturen“ (FW 9, FW 10, FW 23), Leiden und Leidenschaften (FW 24, FW 47, FW 48, FW 56). Zittel 2015, 65 hat darauf hingewiesen, dass hierbei – entgegen der gängigen Zuschreibung ‚ausgewogener Heiterkeit‘ vonseiten der Forschung – „die zersetzenden Analysen“ dominieren. Dies mag sich zwar auch für andere Teile von FW feststellen lassen, schließt jedoch ‚fröhliche Wissenschaft‘ nicht zwangsläufig aus, wenn man eine solche weniger auf der thematischen Ebene der verhandelten Fragen und Gegenstände sucht, sondern vielmehr auf der formalen Ebene einer ironischen, tentativ-experimentellen, mit wechselnden Perspektiven, Paradoxien und argumentativen Brüchen spielenden Denk- und Schreibweise, die sich selbst und ihre Thesen nicht ganz ernst nimmt. Nicht nur die inhaltlichen Gesichtspunkte, sondern auch die Standpunkte und Sprechhaltungen (einschließlich verschiedener Darstellungsformen wie etwa kurze fiktionale Erzählungen, Dialoge, Anreden an wechselnde imaginäre Adressaten) verschieben sich dabei ständig, so dass das Erste Buch ebenfalls auf die multiperspektivische, auch formal höchst abwechslungsreiche Gestaltung der folgenden drei (1882) bzw. vier (1887) Bücher einstimmt.

Gegenüber der bunten Vielfalt der im Ersten Buch behandelten Gegenstände vollzieht das aus 51 Abschnitten bestehende Zweite Buch (FW 57–107) eine vergleichsweise strikte Begrenzung auf die – schon im Titelentwurf genannten –

Themen „Frauen“ und „Künstler“. Dieser Sujet-Kombination liegt die Vorstellung einer unter anderem im Bildfeld von Empfängnis, Schwangerschaft, Geburt, aber auch von Schönheitssinn und Eitelkeit zum Ausdruck kommenden Wesensverwandtschaft zwischen beiden Personengruppen zugrunde (vgl. Vivarelli 2015, 76 f.). N. ist keineswegs der erste Autor, bei dem sich diese Vorstellung findet; anekdotisch zugeschrieben wurde sie z. B. bereits in der – etwas engeren, poetologischen – Fassung „Dichter sind wie Frauen“ (Anonym 1852, 14) dem im Zweiten Buch (FW 94) eigens gewürdigten französischen Aufklärungsschriftsteller Bernard le Bovier de Fontenelle. Auf drei einleitende Abschnitte, in denen es um die Fiktionalität der Wirklichkeit, um Künstler (zu denen sich das sprechende Ich/Wir selbst zählt) und ihr Liebesverhalten geht (FW 57–59), folgen in FW II Reflexionen über Frauen, Freundschaft, Liebe und Zeugung (FW 60–75), bevor mit dem letzten, umfangreichsten Teil (FW 76–107) wieder die „Künstler und Dichter“ (432, 11) ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Neben allgemeineren, übergreifenden Abschnitten zur Kunst bzw. Dichtung, zu ihrem Werk- und Objektbegriff (FW 79, FW 85), ihren Entstehungsbedingungen (FW 92, FW 93, FW 97) sowie zu ihrer ‚heutigen‘ Funktion (FW 107), richtet sich der oft kritische Blick auf besondere Kunstformen und -gattungen wie Theater (FW 78, FW 86) und Musik (FW 103, FW 106), Epochen und Kulturen wie die griechische und römische Antike (FW 80–84), die französische Aufklärung (FW 82, FW 94, FW 95, FW 101) und die deutsche Gegenwart des ausgehenden 19. Jahrhunderts (FW 103–105), nicht zuletzt auch auf einzelne Künstler- und Dichterpersönlichkeiten wie Shakespeare (FW 98), Voltaire (FW 101) oder Richard Wagner (FW 99).

Das mit 168 Abschnitten (FW 108–275) an Einzeltexten (wenn auch nicht an Druckseiten) deutlich am umfangsreichsten ausfallende Dritte Buch, im Werkplan vom Frühling 1882 noch „Gedanken eines Gottlosen“ (M III 6, 25) betitelt, nimmt seinen Ausgang von der Behauptung „Gott ist tot“ (467, 5), wendet sich zunächst aber (FW 109–113) den Themengebieten der Kosmologie, Erkenntnistheorie und Logik zu, um in diesbezüglichen philosophisch-wissenschaftlichen ‚Vorurteilen‘ kritisch den langen „Schatten“ (467, 7 u. 469, 1) des ‚toten Gottes‘ zu verfolgen, von dem der Eröffnungs-Abschnitt FW 108 spricht (hierzu vgl. Stegmaier 2010a, 9 und Schacht 2015, 88–94, der dieses Verfahren auf den Begriff des „naturalizing“ bringt), aber auch um generell die Irrtümlichkeit des bisherigen menschlichen Denkens herauszustellen. Über eine Reihe von Abschnitten zur ‚Genealogie‘ von Moral- und Tugendkonzepten (FW 114–120) verschiebt sich der Fokus schließlich auf den ‚Tod Gottes‘ sowie auf die Geschichte des Christentums und der Religion überhaupt; die entsprechenden Abschnitte FW 122–153, unter denen der fiktionale Erzähltext FW 125 („Der tolle Mensch“) wirkungsgeschichtlich herausragt (in dem nicht etwa N., son-

dem die sprechende Titelfigur den Gottestod verkündet), lassen sich – gemäß dem Titelentwurf – als Kernstück des Dritten Buchs betrachten. Auf dieses folgt im letzten Teil von FW III eine über 120 Abschnitte umfassende Reihe mehr oder weniger sentenziöser Kurztexte (FW 154–275) vermischten Inhalts, die viele Themen wieder aufgreifen und schlaglichtartig neu perspektivieren, die in den vorangehenden Büchern I–III bereits zur Sprache gekommen waren; sie eröffnen aber zum Teil auch schon weitere Themenfelder, die in FW IV und FW V dann noch intensiver bestellt werden: Tugend und Moral (FW 159, FW 160, FW 214, FW 259), Geschlecht (FW 221, FW 227) und Kunst/Dichtung (FW 183, FW 222, FW 234, FW 241), Arbeit (FW 188) und Fleiß (FW 210), Armut und Reichtum (FW 163, FW 185, FW 199, FW 202, FW 204, FW 206, FW 257), Recht (FW 184) und Schuld/Strafe (FW 219, FW 250), menschliche Größe (FW 155, FW 208, FW 225, FW 251), Hab- und Selbstsucht (FW 242, FW 249, FW 252), Nachahmung (FW 255) und Originalität (FW 261), Tiefe und Oberfläche (FW 158, FW 173, FW 256) usw. Den Schlussstein des Dritten Buchs bilden jene acht Frage-Antwort-Sentenzen (FW 268–275), über die Heinrich Köselitz am 22. August 1882 an N. schrieb: „Das sind wahrhaftig die Grundpfeiler Ihrer Moralität“ (KGB III 2, Nr. 136, S. 277, Z. 33–35).

Einige der genannten Themen tauchen, wie angedeutet, in den 67 Abschnitten des Vierten Buchs (FW 276–342) erneut und in größerer Ausführlichkeit auf. In seiner großen inhaltlichen Spannbreite erinnert dieses Buch, mit dem die Erstausgabe von FW endete, wieder an den offenen Aufbau des Ersten Buchs. Insbesondere religions-, moral- und tugendkritische Gedankengänge (FW 280, FW 285, FW 289, FW 292, FW 294, FW 296, FW 300, FW 304, FW 305, FW 319, FW 321, FW 326, FW 328, FW 335, FW 338) nehmen einen großen Raum ein, aber auch (die Verhältnisse von) Wissenschaft und Kunst werden wieder ins Visier genommen (FW 290, FW 293, FW 299), ebenso das kontemplative Leben der Muße (FW 280, FW 301, FW 329) und die Philosophie der griechischen Antike (FW 306, FW 340), wobei abermals mit unterschiedlichen Perspektiven experimentiert wird. Das bereits in den vorangehenden Büchern vereinzelt vorkommende Motiv der Seefahrt tritt im Vierten Buch noch auffälliger in Erscheinung; es verweist sinnbildlich auf den Tod (FW 278), auf die Freundschaft (FW 279), den Aufbruch in neue Welten (FW 283, FW 289, FW 302) oder auf die Gefährdetheit des menschlichen Lebens (FW 318). Von den vorangehenden Büchern I–III unterscheidet sich FW IV jedoch nicht nur durch eine andere Verteilung und Intensivierung bereits zuvor behandelter Themen bzw. angeklungener Motive sowie durch den Umstand, dass es als einziges den ihm im Werkplan vom Frühjahr 1882 (wo es allerdings noch an erster Stelle stand) zugedachten Titel „Sanctus Januarius“ behielt und ihm außerdem ein eigenes Mottogedicht („Der du mit dem Flammenspeere“) vorangestellt wurde. Viel-

mehr kommt ihm auch dadurch ein gewisser Sonderstatus zu, dass die Selbstreflexion des – oder vielmehr: der – sprechenden Ichs hier ein noch größeres Gewicht erhält. Zwar gibt es auch schon in FW I–III verschiedene Texte, in denen jeweils ein Ich oder Wir über sich selbst spricht, doch nimmt die Reflexion der eigenen Existenz und Befindlichkeit der sprechenden Instanz(en) gerade zu Beginn des Vierten Buchs über mehrere Abschnitte hinweg einen Raum ein, der ihr in dieser Nachdrücklichkeit bislang nicht zukam. Das scheint mit den weiter unten (vgl. ÜK 5) im Einzelnen zitierten Aussagen N.s kurz nach Abschluss der Drucklegung von FW übereinzustimmen, denen zufolge dieses Werk und insbesondere das Vierte Buch sein „persönlichstes“ sei, in dem er ‚sich selbst erklärt‘ habe.

Doch obwohl mehrere Abschnitte einen unmittelbaren autobiographischen Bezug nahelegen, etwa auf den Neujahrstag 1882 (FW 276), auf N.s damaligen Aufenthalt in Genua (FW 281, FW 291) oder seine frühere Freundschaft mit Richard Wagner (FW 279), sollte man sich auch im konkreten Fall von FW IV hüten, die Ich- oder Wir-sagende(n) Sprechinstanz(en) mit N. selbst kurzzuschließen. Denn das Vierte Buch wartet wie schon die vorangehenden drei Bücher mit einer Vielzahl verschiedener Thesen und Positionen auf, die schwerlich auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Man mag zwar einen Grundzug dieses Buchs im ‚Jasagen‘ zum Leben sehen (vgl. Wotling 2015), wie es gleich im Eröffnungsabschnitt von FW IV – zum ersten Mal in N.s Werk – in der Formel „Amor fati“ (521, 22) zum Ausdruck kommt. Doch wenn etliche Abschnitte des Vierten Buchs ‚persönliche‘ Lebensliebe, Schicksalsbejahung und Glücksempfinden zum Gegenstand haben (FW 277, FW 278, FW 301, FW 303, FW 323, FW 324, FW 341), dann wird nicht nur häufig der bloße Vorsatz-, Zukunfts- oder Möglichkeitscharakter dieser affektiven Zustände kenntlich, sondern zugleich ihre Verschränkung mit Gefahr (FW 283, FW 302, FW 315), Entsagung (FW 285, FW 306), Krankheit (FW 295), Einsamkeit (FW 309), Schmerz (FW 312, FW 316, FW 318, FW 325, FW 326) und Selbstzweifel (FW 332). Auch das prominente Gedankenexperiment zur ‚ewigen Wiederkehr des Gleichen‘, das im vorletzten Abschnitt durchgeführt wird, erwägt deren enthusiastische Bejahung im Zustand eines damit verbundenen Hochgefühls lediglich im konjunktivischen Modus einer Hypothese: Das angesprochene fiktive Du könnte auch ganz anders auf diesen Gedanken reagieren, sich „zermalm[t]“ fühlen (570, 25) „und mit den Zähnen knirschen“ (570, 20). Dass darauf folgend der letzte Abschnitt des Buchs (FW 342) unter der Überschrift „Incipit tragoedia“ steht, passt ebenfalls zu den vielfältigen Brechungen der Glücksgefühle in FW IV, obzwar in dem Text, mit dem die Erstausgabe insgesamt endete und dessen Wortlaut nahezu identisch mit dem Beginn von Za I ist, Zarathustra von seinem „allzugrosse[n] Glück“ (571, 24) spricht, das er den Menschen mitteilen will.

Wie das Vierte Buch weist im Gegensatz zu FW I–III auch das erst in der erweiterten Neuausgabe von 1887 hinzugekommene, aus 41 Abschnitten (FW 343–383) bestehende Fünfte Buch einen Titel auf: „Wir Furchtlosen“. Auch wenn N. zwischenzeitlich zweifelte, ob FW V nicht besser in JGB zu integrieren gewesen wäre (vgl. ÜK 1), fügen sich die darin enthaltenen Abschnitte den vorangehenden vier ‚Büchern‘ thematisch doch gut an. Ungeachtet der neueren Forschungstendenz, das Fünfte Buch gleichsam als eigenständiges Werk zu betrachten (vgl. Stegmaier 2012b, Scheier 2013b, Sommer 2016a), wirkt es keineswegs wie ein Fremdkörper in der Gesamtkomposition von FW, sondern erweist sich mit dem Rest dieser Schrift durchaus eng verzahnt. Gleich der eröffnende Abschnitt FW 343 greift mit dem ‚Tod Gottes‘ ein zentrales Thema des Dritten Buchs wieder auf und verknüpft es mit dem das Vierte Buch – wenn gleich in gebrochenen Formen – durchziehenden Motiv der Heiterkeit. Zugleich klingt hierbei schon ein weiteres Motiv an, dass zwar bereits in den Büchern I–IV immer mal wieder vorkam, dem in FW V jedoch ein besonders prominenter Stellenwert zuwächst: das moderne Europa im ausgehenden 19. Jahrhundert, als dessen Repräsentanten (in philosophischer und/oder künstlerischer Hinsicht) sich die sprechenden Instanzen in mehreren Abschnitten dieses letzten Buchs verstehen (FW 356–358, FW 362, FW 377, FW 379, FW 380). Erschien die Sprechhaltung im Vierten Buch insgesamt geprägt durch die ‚persönliche‘ Selbstaussprache eines Ich, so weitet sie sich im Fünften Buch deshalb tendenziell zu der eines Wir, das sich einerseits explizit kollektivisch begreift: „Wir Alle“ (597, 9), „Wir Europäer“ (602, 19 f.), „wir Modernen“ (624, 25 f.), das sich andererseits aber gerade auch von der Gesellschaft dieser europäischen Moderne distanziert und demgegenüber etwa seine Unverständlichkeit, Unzeitgemäßheit und Zukünftigkeit betont (FW 371, FW 382). Einige Abschnitte lassen ausweislich ihrer Überschriften, was an manche Titelformulierung in FW Vorspiel erinnert, „Einsiedler“ (FW 364, FW 365), „Cyniker“ (FW 368) und „Wanderer“ (FW 380) als sprechende Instanzen auftreten. Davon, dass „Nietzsche hier [in FW V] im eigenen Namen“ spricht (Stegmaier 2015, 131), kann angesichts einer solchen perspektivischen Vielfalt von Sprecherrollen mithin genauso wenig wie in Bezug auf den Rest des Werks pauschal die Rede sein.

Im Einzelnen verhandelt und vertieft das Fünfte Buch über den ‚Gottestod‘ sowie das moderne Europa hinaus – freilich auf unterschiedliche Weise auch damit verbunden – etliche Themen, die bereits in den vier ‚Büchern‘ der Erstausgabe zur Sprache kamen: So entfalten die Abschnitte von FW V ein breites thematisches Spektrum, das sich, von der ‚Gottlosigkeit‘ der europäischen Moderne ausgehend, nicht nur erneut auf die nahe gelegenen Gebiete der Moral (FW 345, direkt darauf Bezug nehmend FW 346, FW 352, FW 359, FW 380) und

des religiösen Glaubens (FW 347, FW 350, FW 351, FW 353) erstreckt, wobei sich schnell zeigt, dass Gott wohl doch nicht gänzlich tot ist, insofern man in Europa auch ‚heute‘ noch Moral und Glauben nötig hat. Vielmehr greift dieser Zweifel auch – und nicht zuletzt im Selbstbezug des ‚wahrheitssuchenden‘ sprechenden Wir – auf das Feld der Wissenschaft und Gelehrsamkeit aus, das im weiteren Verlauf des Fünften Buchs ebenfalls bespielt wird (FW 344, FW 348, FW 349, FW 366, FW 373, FW 381). In diesen Horizont gehören ferner die Abschnitte über Bewusstsein, Erkenntnis und den perspektivischen Charakter des Daseins (interpretationsgeschichtlich besonders bedeutsam: FW 354, FW 355, FW 374). Doch nicht nur als Wissenschaftler, Bewusstseinsforscher und Erkenntnistheoretiker präsentieren sich die auktorialen Wir des Fünften Buchs, sondern in einer Reprise des Zweiten Buchs überdies als Ästhetiker, Künstler und Künstler- bzw. Wagner-Kritiker (FW 356, FW 361, FW 367–370, FW 376, FW 379), wobei auch die benachbarte Geschlechterthematik nicht ausgespart bleibt (FW 361–363, FW 376) – ebensowenig fehlen Betrachtungen über die vermeintliche Schauspieler-Natur der Juden (FW 361), die indes gleichfalls als Logiker und damit als nötiges Korrektiv der unvernünftigen Deutschen in den Blick kommen (FW 348). Zum Fünften Buch sind von der Forschung verschiedene Gliederungsvorschläge unterbreitet worden; vgl. neben der Einteilung in zehn ‚Aphorismenketten‘ und sieben ‚Solitäre‘ von Stegmaier 2012b etwa die Unterscheidung von insgesamt lediglich „vier Gruppen mit jeweils zehn Aphorismen und einem Epilogaphorismus“ in Strobel 1998, 161.

Anders als zwischen FW Vorspiel und FW I hat N. zwischen FW V und FW Anhang ein ‚Scharnierstück‘ eingesetzt, das die Grenze zwischen Haupt- und Paratext durchlässig macht: den Abschnitt FW 383, der zwar „Epilog“ überschrieben ist, zugleich aber als ‚Prolog‘ zum nachfolgenden lyrischen Zyklus „Lieder des Prinzen Vogelfrei“ interpretiert werden kann (vgl. Detering 2015, 154). Im Unterschied zum Fünften Buch stammt der Gedichtzyklus, durch dessen Hinzukommen die fünf ‚Aphorismen‘-Bücher von FW in der Neuausgabe einen geschlossenen lyrischen Rahmen erhalten, nicht aus der Zeit nach JGB, sondern N. integrierte hier überarbeitete Versionen von Gedichten, die bereits zwischen Frühjahr 1882 und Herbst 1884 entstanden sind (vgl. NK FW Anhang). Ungeachtet der unterschiedlichen Entstehungszeiträume der einzelnen Texte von FW Anhang zeichnet sich sowohl auf formaler als auch auf inhaltlicher Ebene ein übergreifender Grundzug dieses abschließenden Gedichtzyklus ab: die gegenüber dem sinnspruchhaft-epigrammatischen Stil des lyrischen Vorspiels sich deutlich abhebende Liedhaftigkeit der Schluss-Gedichte sowie eine grundsätzlich poetologisch dimensionierte (Selbst-)Ironie. N. schreibt zu Beginn des Jahres 1887 in mehreren Briefen wortspielerisch, die neue Ausgabe von FW laufe „zuletzt in lauter Lieder und Liederlichkeit aus[]“ (an Elisabeth

Förster-Nietzsche, 26. 01. 1887, KSB 8/KGB III 5, Nr. 794, S. 15, Z. 66; vgl. auch den Brief an Heinrich Köselitz vom 13. Februar 1887, KSB 8/KGB III 5, Nr. 800, S. 23, Z. 23–25). Vor dem Hintergrund der in N.s Werk häufiger begegnenden Assoziation von Dichter- und Narrentum enthält FW Vorrede einige Hinweise darauf, was mit der „Liederlichkeit“ von FW Anhang gemeint sein könnte, nämlich „etwas Thorheit, Ausgelassenheit, ‚fröhliche Wissenschaft‘“. Konkreter noch heißt es hier, es handle sich um „Lieder, in denen sich ein Dichter [...] über alle Dichter lustig macht“, vor allem über „ihre schönen ‚lyrischen Gefühle‘“ (346, 20–25).

Obwohl man prinzipiell gut beraten ist, vermeintlichen Selbstdeutungen N.s mit Skepsis zu begegnen (vgl. NK 619, 9–15), trifft diese Aussage doch etwas Wesentliches. Kein Geringerer als der deutsche ‚Dichterstürst‘ Goethe wird gleich im Eröffnungsgedicht „An Goethe“ zur unverkennbaren Zielscheibe des Spotts, wenn ihm in der formal und inhaltlich die Schlussverse von *Faust II* parodierenden ersten Strophe vorgehalten wird, dass „Gott der Verhängliche / [...] Dichter-Erschleichnis“ ist (639, 6 f.). Zugleich zeichnet sich das Rollen-Ich ‚Prinz Vogelfrei‘, das in der Logik der Autorfiktion als ‚Sänger‘ der vorliegenden „Lieder“ figuriert, nicht zuletzt durch ein ironisches Selbstverhältnis aus. Nicht nur die schönen oder erhabenen Gefühle anderer Lyriker werden mit Sarkasmus bedacht, sondern das lyrische Dichtertum überhaupt, auch das eigene. So erscheint es im zweiten Gedicht „Dichters Berufung“ als ein ziemlich zwielichtiges Sprechen „im Tiktak“ (639, 24), und das lyrische Ich selbst fragt sich, ob es denn wirklich mit seinem „Kopf so schlecht“ stehe (640, 6), dass es in Versen sprechen muss. Überhaupt nicht mehr gebunden an „Vernunft“ (641, 25) und „Wahrheit“ (642, 11) fühlt sich der ‚Sänger‘ im anschließenden Text „Im Süden“, während das sechste Gedicht schon durch den poetologisch-selbstkommentierenden Titel „Liebeserklärung / (bei der aber der Dichter in eine Grube fiel –)“ auf ironische Distanz zu sich und seinem poetischen Sujet geht. Freilich hat die dichterische Dichterverspottung in FW Anhang, auf die FW Vorrede abstellt, auch ihre Grenzen, die in verschiedene Richtungen hin überschritten werden: Weit entfernt davon, sich bloß „über [...] Dichter lustig“ zu machen, kann der ‚singende‘ Prinz Vogelfrei seine kaustische Energie im neunten Gedicht „Narr in Verzweiflung“ ebenso auf die philosophischen „Ueberweisen“ richten (646, 25); er kann aber auch im darauf folgenden „Rimus remedium“ seine poetischen Selbstheilungskräfte angesichts des Leidens an der langsam tropfenden Zeit beschwören (vgl. 647, 4 f.), im elften Gedicht „„Mein Glück!““ den erfüllten Augenblick vormittäglichen Dichtens besingen, im vorletzten Text „Sils-Maria“ die Entstehung der Zarathustra-Figur aus einem epiphanischen Inspirationserlebnis erinnern oder im Schlussgedicht „An den Mistral“ das poetologische

Programm einer ‚freien Tanz-Kunst‘ „[z]wischen Gott und Welt“ (651, 6) entwerfen, das in ein hehres „Sternen“-Pathos mündet (651, 30): Die „schönen ‚lyrischen Gefühle““ sind – bei aller (Selbst-)Ironie und (Fremd-)Parodie – auch diesem Dichter nicht ganz fremd.

5 N.s werkspezifische Äußerungen und der Stellenwert von FW im Gesamtwerk

N. selbst betonte bereits, was später zu einem Gemeinplatz der Sekundärliteratur wurde, dass nämlich FW (in der ersten Ausgabe von 1882) eine mehrjährige Schaffensperiode beendet habe, zu der auch die vorangehenden ‚Aphorismensammlungen‘ MA und M gehören. So schreibt er aus dem Thüringischen Tautenburg an Lou von Salomé, nachdem „gerade der allerletzte Theil des Manuscriptes [der Erstausgabe von FW] fertig geworden“ war, damit sei zugleich „das Werk von 6 Jahren (1876–1882), meine ganze ‚Freigeisterei‘!“ zum Abschluss gekommen; und er fügt noch hinzu, das Ende dieser ‚freigeistigen‘ Schaffensperiode als Befreiung zu erleben: „Oh welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinsamungen und Lebens-Überdrüsse! Und gegen Alles das, gleichsam gegen Tod und Leben, habe ich mir diese meine Arznei gebraut, diese meine Gedanken mit ihrem kleinen kleinen Streifen unbewölkten Himmels übersich: – oh liebe Freundin, so oft ich an das Alles denke, bin ich erschüttert und gerührt und weiß nicht, wie das doch hat gelingen können: Selbst-Mitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es ist ein Sieg, und ein vollständiger – denn sogar meine Gesundheit des Leibes ist wieder, ich weiß nicht woher, zum Vorschein gekommen, und Jedermann sagt mir, ich sähe jünger aus als je.“ (03.07.1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 256, S. 217, Z. 8–21)

Mit diesen Worten, die motivisch bereits auf den mehr als vier Jahre später in FW Vorrede 1 dargestellten Zusammenhang der Entstehung von FW mit einem Genesungserlebnis vorausweisen, wird das Ende der „Freigeisterei“ mithin als ‚vollständiger Sieg‘ über Leiden und Einsamkeit gefeiert, ohne dass freilich diese Leiden oder die „Freigeisterei“ selbst näher charakterisiert würden. Ebenso offen bleibt hier, was darauf in Zukunft folgen soll. Deutlich wird allerdings, dass N. mit diesen Worten ein Werkkontinuum herausstellt, das von FW zurückreiche bis zum Beginn der Arbeit an MA, die nach dem Abschluss von UB IV WB (1876) in Sorrent aufgenommen wurde. Der erste Teil von MA, an dem N. seit Ende 1876 gearbeitet hatte, erschien zuerst im Mai 1878 und trug den Untertitel „Ein Buch für freie Geister“. Dieser Werkzusammenhang – Brusotti 2016b, 199 spricht von einem „Zyklus“ –, der eine ‚freigeistige‘ Phase von N.s Denken und Schreiben umspanne, wird ebenfalls im U4-Text für die

Erstausgabe von FW angezeigt: „Mit diesem Buche kommt eine Reihe von Schriften FRIEDRICH NIETZSCHE'S zum Abschluss, deren gemeinsames Ziel ist, *ein neues Bild und Ideal des Freigeistes* aufzustellen. In diese Reihe gehören: *Menschliches, Allzumenschliches*. Mit Anhang: Vermischte Meinungen und Sprüche. / *Der Wanderer und sein Schatten*. / *Morgenröthe*. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. / *Die fröhliche Wissenschaft*.“ (Nietzsche 1882, [U4]; Schaberg 2002, 121) Zu dieser ‚freigeistigen‘ Werkreihe vgl. aus der neueren englischsprachigen Forschung die Monographien von Franco 2011, Ansell-Pearson 2018a und Meyer 2019a.

Die deutschen Ausdrücke ‚Freigeist‘ und, wie N. zunehmend lieber schreibt, ‚freier Geist‘ gehen auf eine Begriffsprägung des 18. Jahrhunderts zurück, die eine Übersetzung des französischen *esprit libre* darstellt und sich – kritisch konnotiert – etwa bei Lessing (vgl. dessen Typenkomödie *Der Freigeist* von 1749) oder bei Kant findet. Letzterer definiert in seiner kurzen Abhandlung *Was heißt: Sich im Denken orientiren?* (1786) die „Denkungsart [...], die man Freigeisterei nennt“, als den „Grundsatz, gar keine Pflicht mehr zu erkennen“, was Kant für ausgesprochen gefährlich hält, da „Freiheit im Denken, wenn sie sogar unabhängig von Gesetzen der Vernunft [wie dem Sittengesetz] verfahren will, endlich sich selbst“ zerstöre (AA VIII, 146). N. ruft mit seinem „Buch für freie Geister“ nun zwar den geistesgeschichtlichen Kontext des 18. Jahrhunderts und insbesondere der Aufklärung auf, aber eher der französischen als der deutschen Aufklärung, wie schon die Widmung von MA I verrät: „Dem Andenken Voltaire's / geweiht / **zur Gedächtniss-Feier seines Todestages**, des 30. Mai 1778“ (Titelblatt der Erstausgabe; vgl. auch den „[*Hinweis Nietzsches zur Erstausgabe 1878*]“ in KSA 2, 10, wo Voltaire als „eine[r] der grössten Befreier des Geistes“ figuriert). Dementsprechend ist der Begriff des ‚Freigeists‘ oder des ‚freien Geistes‘ in dieser Schrift, bei allem Facettenreichtum, auch deutlich positiver konnotiert als im Mainstream der deutschen Aufklärung. MA I 225 beispielsweise begreift den ‚Freigeist‘ als Ausnahme-Menschen und stellt ihm den pejorativ gefärbten Normalfall des ‚gebundenen Geistes‘ gegenüber, wodurch der Eindruck einer Identifikation der Sprechinstanz mit ersterem entsteht: „Freigeist ein relativer Begriff. – Man nennt Den einen Freigeist, welcher anders denkt, als man von ihm auf Grund seiner Herkunft, Umgebung, seines Standes und Amtes oder auf Grund der herrschenden Zeitan-sichten erwartet. Er ist die Ausnahme, die gebundenen Geister sind die Regel; diese werfen ihm vor, dass seine freien Grundsätze ihren Ursprung entweder in der Sucht, aufzufallen, haben oder gar auf freie Handlungen, das heisst auf solche, welche mit der gebundenen Moral unvereinbar sind, schliessen lassen.“ (KSA 2, 189, 12–20) In diesem Sinn ließe sich auch noch der Untertitel von M – „Gedanken über die moralischen Vorurtheile“ – als ein Hinweis darauf

verstehen, dass es sich hierbei um ‚freigeistige‘ Gedanken handeln soll. Dazu passt zumindest, dass sich das sprechende Ich in M 146 gegen „eine enge und kleinbürgerliche Moral“ ausspricht und seine Sympathie für ein auf schonungslose Desillusionierung ausgerichtetes Streben nach „Erkenntniss“ bekundet, „auch trotz der Einsicht, dass unsere Freigeisterei zunächst und unmittelbar die Anderen in Zweifel, Kummer und Schlimmeres werfen wird“ (KSA 3, 137, 15–22).

Indes griffe es zu kurz, N.s ‚mittlere‘ Werke einschließlich FW unter einen von überkommenen Moralvorstellungen sich ablösenden, auf Selbstdenken und Selbsthandeln abstellenden Begriff von „Freigeisterei“ bringen zu wollen. Auch wenn N. mit seiner brieflichen Äußerung gegenüber Lou von Salomé einer solchen begrifflichen Reduktion oder Verschlagwortung Vorschub leistet, sind die damit gemeinten Schriften und insbesondere FW thematisch und ‚methodisch‘ doch beträchtlich reichhaltiger und fügen sich einem solchen holzschnittartigen Deutungsschema nicht. Dies gilt übrigens bereits für die einzelnen Abschnitte, in denen der Begriff des ‚Freigeists‘ bzw. des ‚freien Geistes‘ auftaucht und dabei durchaus eigene Interpretationsprobleme aufwirft, etwa wenn in FW 180 die ‚jetzige‘ „gute Zeit der freien Geister“ an die Bedingung geknüpft erscheint, dass „die Kirche noch steht“, weil jene sich angeblich nur deshalb „auch vor der Wissenschaft noch ihre Freiheiten“ nehmen können (502, 5–8). Vor allem aber stellt sich die Frage, inwiefern überhaupt davon die Rede sein kann, dass mit der Erstausgabe von FW „meine ganze ‚Freigeisterei‘“, wie N. an Lou von Salomé schreibt, „fertig geworden“ ist (03.07.1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 256, S. 217, Z. 9 f.). Was soll dieses Fertiggewordensein denn genau bedeuten? Wollte N. fortan kein ‚freier Geist‘ mehr sein? Oder sah er darin den Durchbruch zu einer höheren ‚Geistesstufe‘? Rückblickend lässt sich zumindest keine endgültige thematische Abkehr vom ‚freien Geist‘ feststellen. Vielmehr bleibt dieser weit über die Erstausgabe von FW hinaus – freilich auf bedeutungsschwankende Weise – für N.s Schriften relevant; man denke nur an das Zweite Hauptstück von JGB, das die Überschrift trägt: „der freie Geist“ (vgl. NK 5/1, S. 214 f.). Und noch im 1887 neu hinzugekommenen Fünften Buch von FW ergreifen an prominenter Stelle „wir Philosophen und ‚freien Geister‘“ das Wort (FW 343, 574, 16).

Wenn schon nicht in konkretem Bezug zum Motiv der „Freigeisterei“, so zeugen doch auch andere werkspezifische Äußerungen N.s aus der Zeit der Erstveröffentlichung von FW vom Gedanken einer damit verbundenen, für sein Schaffen epochalen Zäsur. In einigen seiner damaligen Briefe kündigt er sogar an, FW werde (zumindest für mehrere Jahre) sein letztes Werk gewesen sein. So schreibt er an seine Gönnerin Malwida von Meysenbug vermutlich am 13. Juli 1882 aus Tautenburg: „Ich sitze hier inmitten tiefer Wälder und habe

eben die Correctur meines letzten Buches zu besorgen; es führt den Titel ‚die fröhl. W(issenschaft)‘ und bildet den Schluß jener Gedanken-Kette, welche ich damals in Sorrent [im Winter 1876/77 begann N. dort mit der Arbeit an MA I] zu knüpfen anfieng [...] Die nächsten Jahre werden keine Bücher hervorbringen – aber ich will wieder, wie ein Student, studiren. (Zunächst in Wien.) / Mein Leben gehört jetzt einem höheren Ziele und ich thue nichts mehr, was dem nicht frommt.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 264, S. 223, Z. 8–18) Um was für ein höheres Ziel es sich handelt und welche Studieninhalte zu ihm führen sollen, darüber hüllt sich N. in geheimnistuerisches Schweigen: „Errathen kann es Keiner und verrathen darf (ich) es jetzt selber noch nicht!“ (Ebd., 18 f.)

Lou Andreas-Salomé meinte später in ihrer Werkbiographie *Friedrich Nietzsche in seinen Werken* präzisieren zu können, dass N. nach „der Vollendung der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ [...] den Entschluss“ gefasst habe, „sich zehn Jahre lang aller schriftstellerischen Thätigkeit zu enthalten. In dieser Zeit tiefsten Schweigens wollte er seine neue, dem Mystischen sich zuwendende Philosophie auf ihre Richtigkeit prüfen und dann 1892 als ihr Verkündiger auftreten“ (Andreas-Salomé 1894, 10). Wie dem auch sei, jedenfalls teilt N. nicht nur Malwida von Meysenbug, sondern ebenfalls Erwin Rohde um diese Zeit den – wenige Wochen später schon wieder verworfenen – Entschluss mit, dass FW „das letzte [Buch] für eine lange Reihe von Jahren sein soll: – denn im Herbst gehe ich an die Universität Wien und fange neue Studentenjahre an“ (Mitte Juli 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 267, S. 226, Z. 4–7). Am Ende desselben Briefs warnt er Rohde schließlich sogar vor dem Selbstbildnis (als ‚fertiggewordener‘ „freier Geist“?), das FW enthalte: „Namentlich dieses letzte Buch, welches den Titel führt ‚die fröhliche Wissenschaft‘ wird Viele vor mir zurückschrecken, auch Dich vielleicht, lieber alter Freund Rohde! Es ist ein Bild von mir darin; und ich weiß bestimmt, daß es nicht das Bild ist, welches Du von mir im Herzen trägst.“ (Ebd., S. 227, Z. 36–40)

Einen starken Zusammenhang zwischen FW und seiner persönlichen Existenz erwähnt N. auch gegenüber anderen Freunden wie Jacob Burckhardt, Franz Overbeck bzw. dessen Frau und Paul Rée, denen er im Spätsommer 1882 Freiexemplare des neuen Werks zukommen lässt. Dabei macht N. insbesondere auf das Vierte und zugleich letzte Buch dieser Erstausgabe aufmerksam. Offensichtlich misst er zu diesem Zeitpunkt dem Vierten Buch eine besondere Bedeutung zu, die mit dem FW insgesamt zugeschriebenen zäsuralen Charakter einhergeht; im Brief an Overbeck vom 9. September 1882 spricht er geradezu davon, mit *Sanctus Januarius* „einen Wendekreis“ überschritten zu haben (KSB 6/KGB III 1, Nr. 301, S. 255, Z. 17), ohne auch dies allerdings näher zu erläutern. An Rée wiederum schreibt er, es handle sich bei dem Vierten und (vorerst) letzten Buch von FW um „meine Privat-Moral [...] als die Summe

meiner Existenz-Bedingungen“, und über die gesamte Erstausgabe von FW heißt es, sie sei „das Persönlichste aller meiner Bücher“, das allein schon deshalb „eine ‚fröhliche‘ Wirkung“ erwarten lasse, weil „alles sehr Persönliche ganz eigentlich komisch ist“ (Ende August 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 292, S. 247, Z. 19–25). An Jacob Burckhardt schreibt N. schon ein paar Wochen früher ganz ähnlich, er solle FW „mit einem vorgefaßten Wohlwollen“ lesen, „denn, wenn Sie das nicht thun, so werden Sie bei diesem Buche ‚die fröhliche Wissenschaft‘ nur zu spotten haben (es ist gar zu persönlich, und alles Persönliche ist eigentlich komisch)“ (vermutlich 2./3. August 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 277, S. 234, Z. 4–7).

Wie auch immer man diese persönliche Komik und Spottanfälligkeit genau zu verstehen hat: Deutlich wird, dass N. gemäß dem Prinzip des „*mihi ipsi scripsi*“ (vgl. den Brief an Erwin Rohde von Mitte Juli 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 267, S. 226, Z. 27) seinen Freunden FW – und insbesondere das Vierte Buch – als ein Werk über und für sich selbst präsentierte (vgl. die Reflexionen zur „monologischen Kunst“ in FW 367, 616, 17). Dazu passt nicht nur, dass er noch im Juli 1884 „den letzten Theil [das Vierte Buch] der ‚fröhlichen Wissenschaft‘“ als ein „‚Mich-Erklären‘“ bezeichnet (an Franz Overbeck, 12. 07. 1884, KSB 6/KGB III 1, Nr. 518, S. 512, Z. 27 f.). Vielmehr schließt auf spezifische Weise auch die Vorrede zur zweiten Ausgabe von 1887 daran an, indem sie gleich zu Beginn ein persönliches Genesungs-Erlebnis als Entstehungsgrund der Erstausgabe darstellt, deren Bedeutung gleichwohl über das Nur-Persönliche des Befindens von „Herrn Nietzsche“ (347, 2) hinausreiche. Dass FW (neben M) zu seinen „persönlichsten“ und ihm selbst „sympathischsten“ Büchern zähle, betont N. auch noch im Brief an Karl Knortz vom 21. Juni 1888 (KSB 8/KGB III 5, Nr. 1050, S. 340, Z. 33–35).

Den im Juli 1882 in mehreren Briefen mitgeteilten Entschluss, nach der Erstausgabe dieses ‚persönlichsten‘ Buchs für mehrere Jahre keine neuen Bücher mehr zu veröffentlichen, hat N. schnell wieder aufgegeben. Zum ersten Mal erwähnt N. ein mögliches neues Werk über „Zarathustra“ schon am 20. August 1882, dem Erscheinungstag von FW, gegenüber Köselitz, indem er voller „Ekel und Mitleid“ seinen Verleger Schmeitzner zitiert, der sich endlich ein publikumswirksames Werk N.s wünscht und FW 342 als Ankündigung eines solchen versteht: „Nach der letzten Nummer Ihres neuesten Buches zu urtheilen, darf sich der Buchhändler nun freuen, wieder Bücher ‚für das Publikum‘ von Ihnen zu erhalten; das wird auch mehr Leben in den Absatz der älteren bringen.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 282, S. 238, Z. 25–31) Ein halbes Jahr später steht nicht nur der – eher kein Buch nach breitem Publikums- und Verlegergeschmack verheißende – Titel für das neue Werk bereits fest: „Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen“ (01. 02. 1883, KSB 6/KGB III 1, Nr. 370, S. 321, Z. 36 f.). Vielmehr teilt N. Köselitz dann auch gleich mit, es gelte

ein „kleines Buch [...] – mein Bestes“, das im Manuskript schon abgeschlossen sei, jetzt „druckfertig zu machen“ (ebd., S. 321, Z. 28–30).

Dies zeigt, dass N., entgegen anderslautenden Plänen schriftstellerischer Enthaltensamkeit, nach FW nahtlos die Arbeit an Za I aufgenommen hatte. Streng genommen müsste man sagen: fortgesetzt. Denn FW, die ihrerseits ursprünglich als Fortsetzung von M unter gleichem Titel geplant war und auch später oft noch von N. im selben Atemzug mit M genannt wurde, geht ja selbst schon unmittelbar in Za über, dessen Anfang beinahe wortgleich am Ende des Vierten Buchs steht; nur der „See Urmi“ (FW 342, 571, 3) wird zum „See seiner Heimat“ (Za I Vorrede 1, KSA 4, 11, 4). Bildet der Abschnitt FW 342, mit dem die erste Ausgabe endet, dergestalt eine Art Teaser oder Clifffhanger, der das nachfolgende Werk ankündigt, so enthält der vorletzte Abschnitt FW 341 überdies eine erste veröffentlichte Gestaltung des Gedankens der ‚ewigen Wiederkunft des Gleichen‘, als dessen ‚Lehrer‘ wenig später die Zarathustra-Figur auftritt. Darüber hinaus ist FW aber auch entstehungsgeschichtlich mit Za verklammert, insofern Zarathustra bereits „in zwei Heften aus dem Herbst 1881, die Vorstufen zu einigen Abschnitten der *Fröhlichen Wissenschaft* bilden, als Protagonist von Sentenzen und Anekdoten“ in Erscheinung tritt (Venturelli 2003, 110; vgl. ausführlich auch schon Montinari 1982, 80–91). N. entschied sich dann doch, Zarathustra als Protagonisten nur im Schluss-Abschnitt der Erstausgabe auftreten zu lassen.

Gleichwohl folgt daraus, dass FW in der Fassung von 1882 nicht bloß als abschließender Baustein des seit 1876/77 entstandenen ‚freigeistigen‘ Werkensembles zu betrachten ist, so als gäbe es zwischen dieser Schaffensphase und der Za-Phase eine feste, undurchlässige Grenze – das Gegenteil ist der Fall. Ungeachtet seiner Rede vom endgültigen Abschluss der „Freigeisterei“ mit FW, hat N. selbst wenig später die Kontinuität zwischen den ‚freigeistigen‘ Werken und Za scharf, vielleicht sogar überscharf profiliert. So schreibt er Anfang Mai in einem Brief an Resa von Schirnhofer: „Bitte, lesen Sie die [‚Morgenröthe‘] und ebenso ‚die fröhliche Wissenschaft‘ – beide Bücher sind überdies Einleitungen und Commentare zu meinem Zarathustra.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 510, S. 502, Z. 12–15) Ähnlich äußert er sich auch im Brief an Overbeck vom 7. April 1884: „Beim Durchlesen von ‚Morgenröthe‘ und ‚fröhlicher Wissenschaft‘ fand ich übrigens, daß darin fast keine Zeile steht, die nicht als Einleitung, Vorbereitung und Commentar zu genanntem Zarathustra dienen kann. Es ist eine *Thatsache*, daß ich den Commentar vor dem Text gemacht habe“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 504, S. 496, Z. 78–82). Vor allem FW als „Einleitung“ und „Vorbereitung“ zu Za hinzustellen, erscheint – einmal abgesehen von der Frage, welche wenigen „Zeile[n]“ davon ausgenommen bleiben – noch halbwegs nachvollziehbar. Aber inwiefern FW als vorausgeschickter „Commentar“ zu Za

verstanden werden kann, bleibt dunkel. Mit dem Ausdruck „Commentar“ pflegte N. generell einen recht großzügigen Umgang; das von Lou von Salomé verfasste Gedicht *Lebensgebet* (*Hymnus an das Leben*) etwa bezeichnete er gegenüber Köselitz einmal als einen „Commentar zur ‚fröhlichen Wissenschaft‘ (eine Art Baß dazu)“ (16. September 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 307, S. 263, Z. 54 f.), so dass wir es bei diesem Gedicht gewissermaßen mit dem Kommentar eines Kommentars zu tun hätten. Rätselhaft erscheint auch, dass N. ebenso wie M und FW zweieinhalb Jahre später noch JGB zum Za-Kommentar erklärt, wenn er gegenüber Reinhart von Seydlitz über JGB schreibt: „Es ist eine Art von Commentar zu meinem ‚Zarathustra‘. Aber wie gut müßte man mich verstehn, um zu verstehn, in wie fern es zu ihm ein Commentar ist!“ (KSB 7/KGB III 3, Nr. 768, S. 270 f., Z. 12–15) Das dürfte freilich auch schon für die Beantwortung der Frage gelten, inwiefern M und FW als „Commentar“ zu Za zu verstehen sind.

In einem Brief an Franz Overbeck vom 6. Dezember 1883 kommt N. etwas ausführlicher auf das Verhältnis von FW und Za zu sprechen. Er relativiert hierbei zwar die ‚Epochengrenze‘, die FW von Za trennt, stellt das neue Werk aber als Steigerung und Höherentwicklung der geistigen „Fröhlichkeit“ des vorangegangenen Buchs dar: „Von allen guten Dingen, die ich gefunden habe, will ich am wenigsten die ‚Fröhlichkeit des Erkennens‘ wegwerfen oder verloren haben, wie Du vielleicht angefangen hast zu argwöhnen. Nur muß ich jetzt, mit meinem Sohne Zarathustra zusammen, zu einer viel höheren Fröhlichkeit hinauf, als ich sie je bisher in Worten darstellen konnte. Das Glück, welches ich in der ‚fröhlichen Wissenschaft‘ darstellte, ist wesentlich das Glück eines Menschen, der sich endlich reif zu fühlen beginnt für eine ganz große Aufgabe, und dem die Zweifel über sein Recht dazu zu schwinden anfangen. Lies mir zu Liebe doch noch ein Mal Seite 194 und das Gedicht auf der folgenden Seite; übrigens steckt das ganze Buch voll solcher Stellen, an denen ausgedrückt ist ‚die Stunde ist da! Machen wir uns vorher noch ein kleines Fest mit Singen und Springen!‘ –“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 476, S. 460, Z. 15–28) FW erscheint damit als ‚festliche‘ Vorbereitung auf Za. Beide Werke charakterisiert N. als ‚persönliche‘ Bücher, die vom „Glück“ ihres Autors angesichts seiner „große[n] Aufgabe“ zeugen, die indes keine konkretere Charakterisierung erfährt. (Zum „Glück“ als Thema in FW vgl. Wienand 2010, die das Lexem und seine Derivate hier 125-mal gefunden hat; ebd., 296.)

FW steht werkgeschichtlich aber nicht nur – zu beiden Nachbarwerken hin textgenetisch durchlässig – zwischen M und Za I, sondern ragt in Gestalt der deutlich erweiterten Neuausgabe von 1887, vor allem mit dem neu hinzugekommenen Fünften Buch, in eine noch spätere Schaffensphase hinein. Allerdings bemühte sich N. mit der Präsentation der Neuausgabe, das wie die nach-

trägliche Vorrede im Herbst 1886 entstandene Fünfte Buch als Novität „unsichtbar zu machen“ (Sommer 2016a, 243), indem er es auf dem Titelblatt, im Unterschied zu dem ebenfalls neu hinzugekommenen lyrischen „Anhang“, nicht einmal erwähnte und es auch in der Retraktation in EH übergang. Hier stellt N. vielmehr erneut FW in einen besonders engen (Entstehungs-)Zusammenhang mit M, die durch FW, welche er abgesehen von der Überschrift nur beim neuen Untertitel nennt, in puncto ‚tiefsinnige Heiterkeit‘ noch übertroffen werde: „Die ‚Morgenröthe‘ ist ein jasagendes Buch, tief, aber hell und gütig. Dasselbe gilt noch einmal und im höchsten Grade von der *gaya scienza*: fast in jedem Satz derselben halten sich Tiefsinn und Muthwillen zärtlich an der Hand.“ (KSA 6, 333, 3–6) FW V erwähnt N. dabei jedoch mit keinem Wort, stattdessen werden andere Teile des Werks hervorgehoben, die bereits in der Ausgabe von 1882 enthalten waren: So erklärt er, man könne am „Schluss des vierten Buchs die diamantene Schönheit der ersten Worte des Zarathustra aufglänzen“ sehen, und hebt „die granitnen Sätze am Ende des dritten Buchs“ hervor, „mit denen sich ein Schicksal für alle Zeiten zum ersten Male in Formeln fasst“ (KSA 6, 333, 20 f. u. 22–24).

Verschwiegen wird in EH aber merkwürdigerweise, dass das Werk 1887 in neuer, ergänzter Ausgabe erschienen war. N. schreibt lediglich über FW Anhang: „Die Lieder des Prinzen Vogelfrei, zum besten Theil in Sicilien gedichtet, erinnern ganz ausdrücklich an den provençalischen Begriff der „*gaya scienza*“, an jene Einheit von Sänger, Ritter und Freigeist, mit der sich jene wunderbare Fröhenkultur der Provençalien gegen alle zweideutigen Culturen abhebt; das allerletzte Gedicht zumal, „an den Mistral“, ein ausgelassenes Tanzlied, in dem, mit Verlaub! über die Moral hinweggetanzt wird, ist ein vollkommener Provençalismus. –“ (KSA 6, 333, 24–334, 6) N. erweist sich damit als ein höchst unzuverlässiger Erzähler der eigenen Werkgeschichte, suggeriert er doch – wie auch im Brief an Georg Brandes vom 10. April 1888 (vgl. KSB 8/KGB III 5, Nr. 1014, S. 287, Z. 34 f.) –, bei FW handle es sich um ein Werk aus einem Guss, das Anfang 1882 entstanden sei. Sizilien bereiste N. im April dieses Jahres; im Mai erschienen seine – zum Teil schon vorher in Genua entstandenen – IM, von denen später zwar tatsächlich einige zu „Liedern des Prinzen Vogelfrei“ umgedichtet wurden (vgl. NK FW Anhang); gerade „An den Mistral“ ist jedoch nicht darunter. Die darauf folgende Retraktation von Za erwähnt dann zwar das Fünfte Buch von FW, unterlässt es aber wiederum, auf dessen spätere Entstehung hinzuweisen. Stattdessen wird hier ebenfalls der Eindruck erweckt, FW sei im Ganzen ein Übergangs- und Vorbereitungswork, das in Za münde: „In die Zwischenzeit gehört die ‚*gaya scienza*‘, die hundert Anzeichen der Nähe von etwas Unvergleichlichem hat; zuletzt giebt sie den Anfang des Zarathustra selbst noch“ (KSA 6, 336, 6–8). Mit Blick auf

„das, was ich die grosse Gesundheit nenne“, heißt es in EH Za 2 über das Fünfte Buch dann lediglich: „Ich weiss diesen Begriff nicht besser, nicht persönlicher zu erläutern, als ich es schon gethan habe, in einem der Schlussabschnitte des fünften Buchs der ‚gaya scienza‘“ (KSA 6, 337, 19–22), woraufhin FW 382 im Ganzen zitiert wird. Wenngleich offenbar der Anschein aufrechterhalten werden soll, FW sei ein homogen konzipiertes ‚persönliches‘ Werk, macht N. damit doch zumindest auf das Fünfte Buch aufmerksam.

Dass FW V, ungeachtet der öffentlichen Verschleierung seiner späteren Entstehung, in den Augen N.s eine besondere Bedeutung zukam, geht freilich auch aus anderen Äußerungen hervor. In GM III, 24 etwa empfiehlt er mit Blick auf eine erforderliche Kritik des „Wille[ns] zur Wahrheit [...], jenen Abschnitt der ‚fröhlichen Wissenschaft‘ nachzulesen, welcher den Titel trägt: ‚Inwiefern auch wir noch fromm sind‘ [...], am besten das ganze fünfte Buch des genannten Werks“ (KSA 5, 401, 23 u. 26–29). In seinen privaten Korrespondenzen wiederum betont N. ganz offen die große Relevanz gerade der späten Zusätze als solcher. So schreibt er Ende Dezember 1886, noch vor dem Abschluss des Neudrucks, an seinen Verleger Fritzsch: „Wenn die Vorreden zu letztgenannten Werken [M und FW], insgleichen jener fünfte Abschnitt [sc. das Fünfte Buch] der fröhl(ichen) Wiss(enschaft) sammt den ‚Liedern des Prinzen Vogelfrei‘ gedruckt sind, dann ist in der That etwas Wesentliches gethan, um das Verständniß meiner ganzen Litteratur (und Person) zu erleichtern. Und namentlich wird man begreifen, daß wer erst mit mir ‚angebunden‘ hat, auch Schritt für Schritt mit mir weiter muß. –“ (KSB 7/KGB III 3, Nr. 784, S. 296, Z. 25–31) Entsprechend wünscht er sich denn auch von Verwandten und Bekannten, sie mögen FW (wie auch M) in der „neuen Ausgabe[]“ lesen (an Paul Deussen, 03.01.1888, KSB 8/KGB III 5, Nr. 969, S. 222, Z. 65–69), wobei wahlweise – wie in EH FW in Bezug auf „An den Mistral“ – von „meiner Immoralisten-Litteratur“ (ebd., S. 222, Z. 66 f.) die Rede ist, aber auch davon, es handle sich um „mein mittelstes Buch, – sehr viel feines Glück, sehr viel Halkyonismus ...“ (an Carl Fuchs, 29.07.1888, KSB 8/KGB III 5, Nr. 1075, S. 376, Z. 72 f.). Schon der Begriff des Halkyonischen, der bei N. erst ab 1885 auftaucht (vgl. Stephan 2016) und mit dem man laut Meyer 1885–1892, 8, 18 sprichwörtlich „glückliche Tage heiterer Ruhe bezeichnet“, deutet darauf hin, dass „mittelstes Buch“ wohl nicht im Sinne einer Werkperiodisierung, sondern eines sich darin manifestierenden Gemüts- und Geisteszustands zu verstehen ist. Ob sich dies nun aber auf die Entstehung der Erstausgabe bezieht, wie die im Herbst 1886 verfasste, rückblickende „Vorrede zur zweiten Ausgabe“ nahelegt (vgl. NK Vorrede 1), oder doch auf den Zeitraum der Arbeit am „fünfte[n] Buch der gaya scienza, das ich besonders empfehle“ (an Meta von Salis, 14.09.1887, KSB 8/KGB III 5, Nr. 908, S. 151 f., Z. 40 f.), bleibt offen.

6 Rezeptions- und Forschungsgeschichte

Dass FW heute – einigen Selbstaussagen N.s entsprechend – für manche Interpreten als N.s ‚ausgewogenstes‘ oder sogar ‚bestes‘ Werk gilt, das viele Themen seines späteren Schaffens wie den ‚Tod Gottes‘, die ‚ewige Wiederkunft des Gleichen‘ oder den ‚Amor fati‘ nicht nur zum ersten Mal, sondern zugleich in besonders gelungener Weise öffentlich mitteilt, hat durchaus schon eine gewisse Vorgeschichte in der N.-Rezeption seit ihren Anfängen im ausgehenden 19. Jahrhundert. Auch wenn sich die ältere Forschung – abgesehen von den frühen Schriften GT und UB – vor allem für Za, das Spätwerk und den Nachlass bzw. die Nachlass-Kompilation *Der Wille zur Macht* (WzM) interessierte, wurde FW bereits vergleichsweise früh eine Schlüsselstellung als Dokument eines wichtigen ‚Übergangs‘ in N.s Gesamtwerk zugeschrieben, das seiner zukünftigen Philosophie präludiere. Allerdings handelt es sich bei dieser Zuschreibung um eine Kippfigur, insofern FW so auch schnell zum ‚bloßen‘ Übergang erklärt und zugunsten des Folgenden vernachlässigt werden konnte. Zwar gibt es bereits frühe Würdigungen der Schrift; ihre merkbliche Aufwertung zum ‚zentralen‘ Werk N.s erfolgte jedoch erst in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Die frühesten Reaktionen stammen vor allem von Freunden und Bekannten, denen N. die Erstausgabe direkt nach ihrem Erscheinen im August 1882 zukommen ließ und die sich in Dankesbriefen darüber äußerten. Einige taten dies überaus wohlwollend und lobend; mehrfach begegnet die Einschätzung, FW sei N.s bislang bestes Buch. So schrieb Heinrich Köselitz, der bereits die Entstehung und Drucklegung von FW teilweise begleitete und dem N. das erste Exemplar schickte (vgl. ÜK 1), am 22. August 1882, zwei Tage nach der Auslieferung, in diesem Buch „sieht man am weitesten in Sie hinein“ (KGB III 2, Nr. 136, S. 276, Z. 10), und es enthalte (speziell am Ende des Dritten Buchs) das „Prägnanteste[], was Sie geschrieben haben“ (ebd., S. 277, Z. 33 f.). Zugleich aber zweifelt Köselitz die breitere Verständlichkeit des Werks an, das dafür auf einen kleinen Leserkreis umso nachhaltiger wirken werde: „Mit diesem Beispiel werden Sie auf einige wenige Menschen, aber auf die es allein ankommt, tiefen und ihr ganzes Leben bestimmenden Eindruck machen“ (ebd., S. 276, Z. 16–19).

Tiefen, wenn schon nicht lebensbestimmenden Eindruck scheint das Buch zumindest auf N.s alten Schulfreund Carl von Gersdorff gemacht zu haben, der in seinem Schreiben an N. vom 11. September 1882 vermeldet: „Von allen Deinen Schriften, seit dem Du die Bahn der Freiheit betreten hast, gefällt mir diese letzte am besten. Es ist eine Stimmung darin, die mich anmuthet wie die Luft eines schönen klaren Septembertages, wo man sich gerne

sonnt und dem Lichte nicht mehr ausweicht. Heil Dir, dass Du so siegreich Deine Bahn fortwandeln konntest. Wenn es einem nicht möglich ist, nach Deiner Philosophie und Deinen Schriften zu leben, so will ich wenigstens gar gerne mit ihnen leben. Das giebt guten Ozongehalt in das Quantum Luft, welches unser einer mit anderen Philistern theilen muss, und bewahrt vor der Philisterei. Für Frauen ist diese Kost nicht zubereitet, aber die meinige sah hinein und schien sich angezogen zu fühlen.“ (KGB III 2, Nr. 142, S. 285, Z. 9–20)

Angezogen fühlte sich laut ihrem Schreiben an N. vom 12. September 1882 auch die Leserin Marie Baumgärtner, allerdings nicht trotz, sondern gerade wegen der Anlage des Buchs, das in ihren Augen nicht nur gesünder, lebens- und kunst-, sondern überdies frauenfreundlicher war als N.s bisherige Werke: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für dieses schöne Geschenk, und kann Ihnen heute bloß sagen daß ich das Gefühl habe, als hätten Sie noch nie so klar, so fest und ruhig geschrieben. [...] So wenig krank, so wenig bitter und scharf, haben Sie noch nie sich ausgesprochen! Gegen das Leben überhaupt, gegen die Dichter und Frauen, (ich glaube fast auch gegen liebende Menschen) sind Sie gnädiger und gerechter als früher; und Sie beginnen das Buch sogar mit Versen! und schließen dasselbe mit Einer Seite die schöner und poetischer ist als ganze Bände von Gedichte [sic]!“ (KGB III 2, Nr. 143, S. 286, Z. 5–8 u. 16–22)

Desgleichen hebt N.s ehemaliger Basler Kollege Jacob Burckhardt mit einiger Verwunderung auf das poetische „Vorspiel“ mit dem Goethe entlehnten Titel ab und zeigt sich besonders vom Vierten Buch beeindruckt, das er auf N.s Aufenthalt in Genua im Januar 1882 bezieht: „Vor drei Tagen langte Ihre ‚fröhliche Wissenschaft‘ bei mir an und Sie können denken in welches neue Erstaunen das Buch mich versetzt hat. Zunächst der ungewohnte heitere Göthe'sche Lautenklang in Reimen, dessen Gleichen man gar nicht von Ihnen erwartete – und dann das ganze Buch und am Ende der Sanctus Januarius! Täusche ich mich oder ist dieser letzte Abschnitt ein specielles Denkmal das Sie einem der letzten Winter im Süden gesetzt haben? es hat eben sehr Einen Zug.“ (13.09.1882, KGB III 2, Nr. 144, S. 288, Z. 3–10) Und nachdem Burckhardt einen Versuch unternimmt, dem Wanderphilosophen N. wieder das bürgerliche Leben als Professor schmackhaft zu machen, indem er ihm ausgehend von seinen Lektüreindrücken das Dozieren von Geschichte empfiehlt (vgl. hierzu auch NK FW 34), gesteht er zwar, das Meiste nicht verstanden zu haben, hält es aber doch für wissenschaftlich inspirierend: „Im Übrigen geht gar Vieles (und ich fürchte, das Vorzüglichste) was Sie schreiben, über meinen alten Kopf weit hinaus; – wo ich aber mitkommen kann, habe ich das erfrischende Gefühl der Bewunderung dieses ungeheuern, gleichsam comprimierten Reichthums und mache mir es klar, wie gut man es in unserer Wissen-

schaft haben könnte wenn man vermöchte mit Ihrem Blicke zu schauen.“ (Ebd., S. 289, Z. 23–29)

Wenngleich nicht aus wissenschaftlicher, sondern aus dichterischer Perspektive gelangt Gottfried Keller, dem N. ebenfalls ein Exemplar zukommen ließ, zu einer Beurteilung von FW, die ähnlich zwischen Unverständnis und Zuneigung oszilliert, letztere aber nicht ganz so enthusiastisch wie Burckhardt artikuliert: „Die fröhliche Wissenschaft habe ich einmal durchgangen und bin jetzt daran, mit gesammelter Aufmerksamkeit das Buch zu lesen, befinde mich aber zur Stunde noch im Zustand einer alten Drossel, die im Walde von allen Zweigen die Schlingen herunterhängen sieht, in welche sie den Hals stecken soll. Doch wächst die Sympathie und ich hoffe, der Idee des Werkes so nahe zu treten, als mein leichtfertiges Novellistengewerbe es erlaubt.“ (20. 09. 1882, KGB III 2, Nr. 146, S. 291, Z. 10–18)

Vielleicht am distanziertesten fällt die Reaktion des Philosophen Heinrich von Stein aus, der sich in seinem Brief vom 15. November 1882 bei N. für seine späte Antwort mit der Begründung entschuldigt, FW erst einmal gelesen zu haben. Bei aller Betonung des inhaltlich Unverständlichen bzw. Befremdenden bekundet von Stein dennoch eine gewisse Faszination für den Stil des Buchs: „Manches glaube ich nun hierauf vernommen, und verstanden zu haben: wodurch mir denn erst recht der Muth zu einer schnellen Antwort entsank. War es mir doch oft, als erfülle mich eben ganz und gar ein gränzenlos Anderes, als den hier zu mir sprechenden Denker, dessen Stimmklang mich aber dennoch ihm zu lauschen bestimmte.“ (KGB III 2, Nr. 155, S. 305, Z. 9–14)

Von besonderer Bedeutung für N. waren die Äußerungen seines früheren Freundes Erwin Rohde über FW; auf dessen Brief vom 26. November 1882 spielt N. noch später verschiedentlich an. Rohde, der berichtet, das Buch in den Ferien an der Ostsee gelesen zu haben, zweifelt zwar seine Wissenschaftlichkeit, nicht aber seine Fröhlichkeit an und erkennt darin eine Steigerung gegenüber den beiden vorangehenden ‚freigeistigen‘ Werken MA und M: „Es scheint mir um Vieles frischer und muthiger als deine früheren [...]; was zuerst, liebster Freund, gestatte daß ich es eingestehe, mir wie ein nur mit Gewalt deiner eigentlichen Neigung abgezwungener, mit verbissenen Zähnen gewollter excentrischer Entschluß vorkam – diese neue, in Nüchternheit enthusiastisch sich betrinkende Vorstellungsweise, jetzt ist sie wirklich, so empfinde ich es, Dir zu einer natürlichen Empfindungsart geworden; und jetzt, merkt man wohl, dient sie wirklich dazu, dir das Leben leichter, klarer, kühl behaglich zu machen, ohne dich eigentlich ärmer zu machen.“ (KGB III 2, Nr. 158, S. 307, Z. 12f. u. 16–24) Diese und ähnliche weitere Einschätzungen Rohdes (vgl. NK 345, 5–7), die im Tonfall an die euphorischen Verlautbarungen von Gersdorff und Baumgärtner erinnern, dienen N. später allerdings zu enttäuschen

Rückblicken auf die insgesamt durchaus geneigte Aufnahme der Erstausgabe von FW vonseiten seiner Freunde und Bekannten.

Im Umkreis von Entwürfen zur Vorrede in Heft W I 8 (Herbst 1886) setzt N. mehrfach dazu an, die wohlwollenden Reaktionen auf das Buch als Missverständnis zu bedauern: „Es gehört ~~zu meinen beschämenden Erinnerungen, das man mir zu keinem~~ 'zu den Dingen, die ich nicht vergessen werde,' meiner Bücher so viele / Glückwünsche gesagt hat wie zu diesem. ~~Abgesehen~~ M Man war mit mir versöhnt; mit Einem Male / man zeigte sich entge[genkommend] u liebeich / und wiederum: / Nichts beleidigt so tief 'nichts trennt so gründlich ab' als 'etwas von der' Höhe u. Strenge 'mit der man sich selbst behandelt' gegen sich merken zu lassen: oh wie / entgegenkommend u. liebeich zeigt ~~man sich~~ 'sich alle Welt' gegen uns, sobald wir ~~beginnen~~, es machen wie / alle Welt u uns ,gehen lassen' wie alle Welt!“ (KGW IX 5, W I 8, 64, 19–28 = NL 1885/86, 2[166], KSA 12, 151, 1–3 u. 7–11) Insofern dürfte N. die Resonanzarmut, mit der seine alten Freunde und Bekannten – abgesehen vom unermüdlichen Helfer Heinrich Köselitz – fünf Jahre später auf die Neuausgabe von FW ,reagierten', eigentlich ganz recht gewesen sein.

Unerwähnt lässt N. in seinem enttäuschten Rückblick freilich seine einstige erfreute Kenntnissnahme der Rezension, die bereits im November 1882, also kurz nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe von FW, in der von N.s damaligem Verleger Ernst Schmeitzner herausgegebenen *Internationalen Monatschrift* abgedruckt wurde (die Nummer ist nicht in NPB erhalten). Der anonyme Rezensent, den Reich 2013, 577 als Ernst Wagner identifiziert, kam zu einem sehr positiven Urteil, auf das N. selbst Heinrich Köselitz am 10. Januar 1883 mit folgenden Worten hinwies: „Lesen Sie doch einmal die November-Nummer von Schmeitzner's Zeitschrift. Da ist ein Aufsatz über die ,fröhliche Wissenschaft' aus einer mir unbekannten Feder. Nicht übel! Zum ersten Mal las ich seit 6 Jahren etwas über mich ohne Ekel.“ (KSB 6/KGB III 1, Nr. 368, S. 317, Z. 36–40) Wagners Urteil über FW weist im Einzelnen schon frappierend auf die Einschätzung durch spätere N.-Forscher voraus, insbesondere was das Verhältnis von „Kunst“ und „Wissenschaft“ betrifft. Laut Wagner zeigt sich gerade mit Blick auf dieses Verhältnis ein Wandel im Denken und Schreiben N.s, der mit FW zu einer Synthese der Gegensätze finde, die seine früheren Schaffensphasen geprägt hätten. Der Rezensent wagt von hier aus eine Prognose: „Es wäre nicht zu verwundern, wenn Nietzsche, der, von der Betrachtung der Kunst ausgehend, zur Wissenschaft geführt wurde, jetzt, nach langer mühevoller Forscherthätigkeit wieder zur Kunst zurückgelangte, und sich so der Kreis seines Werdens harmonisch ineinanderschlösse!“ (Anonym 1882, 685 = Wagner in Reich 2013, 577) Dementsprechend sei es auch keineswegs N.s Absicht, mit FW „ein neues philosophisches System zu begründen, vielmehr betrachtet

er es als seine Aufgabe, der Philosophie der Aufklärung, die mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine vollständige Unterbrechung ihrer gesunden Fortentwicklung erlitten hat, neues Leben und neue Wirksamkeit zu verleihen“ (Anonym 1882, 688 = Wagner in Reich 2013, 579). FW erscheint dem Rezensenten also nicht nur als Rückwendung zur Kunst, sondern auch als progressive Philosophie in der Tradition der französischen Aufklärung, wobei Wagner insbesondere das Konzept des ‚freien Geistes‘ betont, der als kritisch-autonomer Geist „keine Autorität als bindend“ anerkenne (Anonym 1882, 687 = Wagner in Reich 2013, 578). Auch diese Fokussierung des ‚freigeistigen‘ Denkens als Merkmal von FW setzt sich in der Rezeptionsgeschichte bis zur Gegenwart fort.

Vor dem Hintergrund von N.s brieflicher Äußerung am 3. Juli 1882 gegenüber Lou von Salomé, FW sei als Abschluss seiner „ganze[n] ‚Freigeisterei‘“ und damit als „ein Sieg“ auf ganzer Linie zu verstehen (KSB 6/KGB III 1, Nr. 256, S. 217, Z. 10 u. 18 f.), hat Salomé später in ihrem Buch *Friedrich Nietzsche in seinen Werken* (1894) mit einer nachhaltigen Periodisierungsformel von FW als dem „letzten derjenigen Werke“ gesprochen, die, beginnend mit MA, „auf positivistischer Grundlage ruhen“ (Andreas-Salomé 1894, 10). Diese positivistische Phase stehe zwischen N.s früher, an Schopenhauer und Wagner orientierter ‚metaphysisch-pessimistischen‘ Phase und seiner späten, im Gedanken der ewigen Wiederkehr zentrierten ‚mystisch-optimistischen‘ Phase: „Diese Korrektur vom Pessimistischen ins Optimistische ist der eigentliche Unterschied zwischen Nietzsches ursprünglichem und späterem Denken und stellt in der Entwicklung dieses einsamen Leidenden einen heldenmüthigen Sieg der Selbstüberwindung dar. Philosophisch aber ist sie durch die dazwischen liegende positivistische Geistesperiode Nietzsches vorbereitet worden, in der dieser das Dasein allerdings erst recht pessimistisch betrachten, zugleich aber sich auf die Lebenswirklichkeit beschränken und allen metaphysischen Nebendeutungen derselben entsagen lernte.“ (Ebd., 229) Damit greift Andreas-Salomé auf spezifische Weise N.s briefliche Rede ihr gegenüber von seinen früheren „Qualen aller Art“ auf, aus denen er sich mit FW endgültig herausgearbeitet habe (03. 07. 1882, KSB 6/KGB III 1, Nr. 256, S. 217, Z. 11); in ihrer Lesart hat N. jene denkerischen „Qualen“ vielmehr gezielt eingesetzt, um durch sie zur ‚Wiederkunfts-Mystik‘ zu gelangen: „So kann man sagen, dass Nietzsche, anstatt sich vom Pessimismus seiner ‚Freigeisterei‘ abzuwenden und zur tröstlicheren Metaphysik zurückzukehren, diesen Pessimismus bis auf das Äusserste steigert, – dass er es aber nur thut, um den äussersten Ueberdruß und Lebensschmerz als ein Sprungbrett zu benutzen, von dem er sich in die Tiefen seiner Mystik hinabstürzen will.“ (Andreas-Salomé 1894, 228)

Es liegt im Zusammenhang von Andreas-Salomés Einschätzung der ‚Wiederkunftslehre‘ als ‚mystische‘ „Krönung“ von N.s gesamtem „Gedankenge-

bäude“ nahe, dabei besonders an den vorletzten Abschnitt (341) von FW IV zu denken. In diesem Abschnitt tritt ihr zufolge dieser „Grundgedanke“ schon „fast deutlicher und unumwundener als irgendwann später“ hervor, und sie betont seinen „Zusammenhang mit der ernststen Schlussbetrachtung“ (ebd., 220–222) des Vierten Buchs bzw. der Erstausgabe des ganzen Werks, also mit dem unter dem Titel „Incipit tragoedia“ stehenden Abschnitt FW 342, der als Teaser oder Cliffhanger zu Za fungiert. Insofern spricht Andreas-Salomé nicht nur von FW (in der ersten Ausgabe) als abschließendem Werk der ‚mittleren‘, ‚positivistischen Periode‘, sondern ebenfalls in Bezug auf „Nietzsches letzte Schaffensperiode“ von dem „Werk, welches sie einleitet“ (ebd., 144). FW wird so – durchaus im Einklang mit der Darstellung in N.s autofiktionaler Schrift EH (siehe ÜK 5) – eine Zwischenstellung oder Scharnierfunktion zugeschrieben, was sich in der nachfolgenden Rezeptionsgeschichte des Werks zu einem regelrechten Topos verfestigen sollte.

Statt auf die „ewige Wiederkehr“ kapriziert sich aber Rudolf Steiner in seinem Buch *Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit* von 1895, das ausdrücklich als Gegenentwurf zu Andreas-Salomés Darstellung auftritt, auf den „Übermenschen“. Steiner schreibt in seiner „Vorrede“: „Das Endziel von Nietzsches Wirken ist die Zeichnung des Typus ‚Übermensch‘. Diesen Typus zu charakterisieren, habe ich als eine der Hauptaufgaben meiner Schrift betrachtet. Mein Bild des Übermenschen ist genau das Gegenteil des Zerrbildes geworden, das in dem augenblicklich verbreitetsten Buche über Nietzsche von Frau Lou Andreas-Salomé entworfen ist. Man kann nichts dem Nietzscheschen Geiste mehr Zuwiderlaufendes in die Welt setzen, als das mystische Ungetüm, das Frau Salomé aus dem Übermenschen gemacht hat. Mein Buch zeigt, dass in Nietzsches Ideen nirgends auch nur die geringste Spur von Mystik anzutreffen ist.“ (Steiner 1895, VIII) Dass ausgerechnet Steiner von „Mystik“ nichts wissen will, mag überraschen; jedenfalls erscheint ihm in dieser Perspektive FW, die auch er in (partieller) Übereinstimmung mit N.s Selbstinterpretation als Ausdruck der „Freigeisterei“ liest, damit zugleich als Vorbereitung des ‚Übermenschgedankens‘, der das Ziel des „originellen Wandergang[s] Nietzsches“ darstelle: „Wenn keine außermenschliche Macht dem Menschen eine bindende Verpflichtung auferlegen kann, dann ist er berechtigt, das eigene Schaffen frei walten zu lassen. Diese Erkenntnis ist das Leitmotiv der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ (1882). Keine Fessel ist nun dieser ‚freien‘ Erkenntnis Nietzsches mehr angelegt. Er fühlt sich berufen, neue Werte zu schaffen, nachdem er den Ursprung der alten erkannt und gefunden hat, dass sie nur menschliche, keine göttlichen Werte sind. Er wagt es jetzt, das zu verwerfen, was seinen Instinkten widerspricht, und anderes an die Stelle zu setzen, was seinen Trieben gemäß ist“ (ebd., 122), woraus schließlich die Idee des „Übermenschen“ erwachse.

Damit läuft freilich auch bei Steiner (wie schon bei Andreas-Salomé) FW quasi teleologisch auf Za zu.

Obwohl Steiner mit dem Anspruch auftritt, das seines Erachtens von Andreas-Salomé gezeichnete ‚Zerrbild‘ zu korrigieren, zeitigte ihr Buch größeren Einfluss auf die nachfolgenden Deutungen als das seinige. Das betrifft vor allem Andreas-Salomés wirkmächtige Einteilung von N.s Schaffen in drei Perioden und ihre These vom Abschluss der mittleren, ‚positivistischen Periode‘ durch die Erstausgabe von FW. Nicht zuletzt aufgrund des daraus ableitbaren Charakters als ‚Übergangswerk‘ geriet FW allerdings weiter in den Schatten von Za und etwas später (im frühen 20. Jahrhundert) dann in den des vermeintlichen nachgelassenen Hauptwerks WzM. So adaptiert Alois Riehl in seiner 1897 erstveröffentlichten Monographie *Friedrich Nietzsche. Der Künstler und der Denker* das von Andreas-Salomé eingeführte Periodisierungsschema, indem er zunächst eine ‚romantisch-metaphysische‘ Werkperiode N.s im Geiste Schopenhauers und Wagners durch eine ‚aufklärerisch-positivistische‘ abgelöst sieht: „Die romantische Künstler-Metaphysik der ‚Geburt der Tragödie‘ und der Wagner-Schrift [UB IV WB] hat der Aufklärung und dem Positivismus der Wissenschaft Platz gemacht“ (Riehl 1901, 14), um sodann M und mehr noch FW als den Übergang zu einer dritten „neuen Epoche“ zu erklären, deren „Hauptwerk [...] die merkwürdigste Schrift Nietzsches, das symbolistische Buch“ Za sei: „Noch einmal tritt in Nietzsches Grundanschauungen eine Umwandlung ein. Sie kündigt sich, obgleich erst für schärfere Augen sichtbar, schon in der Morgenröte an und kommt in der fröhlichen Wissenschaft mehr und mehr zum Durchbruch.“ (Riehl 1901, 15)

Auch in Theobald Zieglers Buch *Friedrich Nietzsche. Vorkämpfer des Jahrhunderts*, das im Jahr 1900 erschien, wird FW nur knapp in dem kurzen Zwischenkapitel „Übergang zur dritten Periode“ gestreift, um im Übergangsbereich von einer „positivistischen“ Werkphase (der zweiten nach der frühen Periode „im Banne Schopenhauers und Wagners“) zur Phase von Za (welche auch von Ziegler als dritte gezählt wird, die das gesamte Spätwerk umfasst) verortet zu werden. Für Ziegler ist dieser Übergang, als den er wie schon Riehl vor allem M und FW begreift, „nichts als Übergang“ (Ziegler 1900, 102); deshalb widmet er sich ihm nur flüchtig, allerdings schon ausführlicher als Riehl. Er konfrontiert die positivistische „Selbstvergewaltigung“ (ebd., 105), die er N. mit Blick auf MA attestiert, in einer an Ernst Wagners Rezension erinnernden Weise mit dem (Wieder-)Erwachen des „Poetisch-Lyrische[n]“ (ebd., 108) in jener ‚Übergangszeit‘, wodurch M und FW geprägt seien. Ziegler schreibt über N.: „In dieser Stimmung sieht er die Morgenröte eines neuen Tages. Der Positivismus war doch nur ein unnatürlicher Zwang gewesen, jetzt erst fühlt er sich wieder leicht und frei, glücklich und fröhlich, als er ihn von sich abschütteln

kann, und darum giebt er seinen nächsten Schriften den Titel ‚Morgenröte‘ und ‚Die fröhliche Wissenschaft‘. Die positivistische Aufklärungsperiode erscheint ihm nun selbst als ‚Dunkelzeit‘, er kehrt sich von ihr ab der Sonne zu [...]. / Und dabei half ihm der Positivismus wieder, den Positivismus zu überwinden.“ (Ebd., 111)

In diesen wenig präzisen Sätzen erschöpfen sich Zieglers Äußerungen zu FW als Übergangswerk, das quasi teleologisch auf Za zulaufe, aber noch nicht. Vielmehr bezweifelt er autorpsychologisch vor dem lebens- bzw. leidensgeschichtlichen Entstehungshintergrund (und in unterschwelligem Bezug auf FW Vorrede) die Authentizität der „Fröhlichkeit“ von FW und bescheinigt dem Werk stattdessen insgesamt einen „tragischen Eindruck“: „In Schmerzen ist die fröhliche Wissenschaft empfangen und geboren worden. Und daher ist es kein Wunder, daß diese den Schmerzen abgerungene Fröhlichkeit eine erzwungene und unheimliche ist. [...] Den Wert des Leidens hat Nietzsche verstanden wie wenige und deshalb auch das Leiden nie missen mögen; darum ist keine wirkliche Fröhlichkeit in ihm, sondern nur die große Sehnsucht nach etwas, das er nicht hat, die Sehnsucht des Leidenden und Kranken nach der Gesundheit, die ihm fehlt.“ (Ebd., 118) Da N. noch dazu – was angezweifelt werden darf – „gänzlich humorlos“ sei, kippe die aufgesetzte, herbeigewünschte Fröhlichkeit schließlich in Tragik um: „Und daher macht gerade ‚die fröhliche Wissenschaft‘ einen so tragischen Eindruck, unter Schmerzen ist sie entstanden, ausdrücklich hebt an ihrem Ende [gemeint ist die Erstausgabe von 1882, die mit FW 342 schloss] die Tragödie an. Incipit tragoedia – und damit endigt die zweite Periode und beginnt die Zeit Zarathustras“, für Ziegler „fraglos die wichtigste, weil selbständigste im Leben und Philosophieren Nietzsches“ (ebd.). Zieglers ‚unfröhliche‘ Deutung findet noch in späteren Interpretationen von FW Widerhall, so etwa bei Jaspers 1936 (s. u.) und Bonsels 1959, 10, der ganz ähnlich nur ein „schmerzliches Als-Ob der Fröhlichkeit“ in dem Werk erkennen kann und festhält: „So tarnt Nietzsche mit seinem unbeschwerten Wort [‚fröhlich‘] die Gefahr seines plötzlichen Aufbruchs und Überganges.“ (Ebd., 11)

Ganz anders bewertet demgegenüber N.s Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche den Status von FW in ihrer „Einführung“ zu der Ausgabe, die 1927 unter dem Titel *Die ewige Wiederkunft. Dichtungen* im Kröner-Verlag erschienen war und neben „Aphorismen über die Ewige Wiederkunft“ und „Gedichten aus dem Nachlaß“ (Förster-Nietzsche 1927, 425 f.) auch FW enthält. Zwar deutet Förster-Nietzsche, älteren Ordnungsmustern entsprechend, FW, mit der die ‚Wiederkunftslehre‘ sowie „die dichterische Periode Nietzsches“ beginne (ebd., XXII), vor allem „als eine Überleitung [...] von der kühleren, skeptischeren Zeit zu dem ‚Zarathustra‘, der die höchste Bejahung des Lebens verherrlichen soll-

te“ (ebd., XX). Indes bezeichnet sie bereits die zu Za führende ‚Überleitungsschrift‘ FW, offensichtlich inspiriert von N.s werkbezogenen Selbstaussagen in Briefen aus der Entstehungszeit der Erstausgabe, aber auch von späteren Äußerungen in FW Vorrede und der Retraktation in EH, als „durchflutet von neu-gewonnener Lebenslust und Lebenskraft und der innigsten Dankbarkeit dafür“ (ebd., XXI). Insbesondere „das vierte Buch“ sieht Förster-Nietzsche „von einer innigen Glücksempfindung durchweht“ (ebd.) – eine These, die sich bis in die moderne Forschung hinein durchgehalten bzw. sich in dieser erst vollends durchgesetzt hat und etwa bei Walter Kaufmann und Giorgio Colli in Gestalt der Privilegierung des Vierten Buchs als ‚gelungenster‘ und ‚heiterster Teil‘ von FW wiederbegegnen wird. Im Gegensatz zu diesen späteren Autoren (und im Anschluss an einige späte Selbsteinschätzungen ihres Bruders) stellt Förster-Nietzsche allerdings das in der neuen Ausgabe von 1887 hinzugekommene Fünfte Buch nicht unter FW IV, sondern schwärmt geradezu von dem „Reichtum seiner Gedanken und seines Ausdrucksvermögens“ und rückt es in die Nähe der von ihr zusammen mit Heinrich Köselitz aus dem Nachlass kompilierten WzM-Ausgabe: FW V präsentiere „die herrlichsten Aphorismen aus dem vorbereiteten Material“ für das vermeintliche Hauptwerk (ebd., XXIII). Abgesehen von der so konstruierten Zusammengehörigkeit mit WzM nimmt N.s Schwester damit zugleich die Hochschätzung vorweg, die gerade das Fünfte Buch in der Forschung Ende des 20., Anfang des 21. Jahrhunderts erfahren sollte (vgl. vor allem Lampert 1993, 299–442 u. Stegmaier 2012b).

Ebenfalls im Kröner-Verlag war 1930 eine vom späteren NSDAP-‚Parteiphilosophen‘ Alfred Baeumler verantwortete Taschenausgabe von FW erschienen, in deren Nachwort der Herausgeber zwar ähnlich wie Förster-Nietzsche auf ein zugrunde liegendes Hochgefühl N.s abstellt, dies aber nicht nur allgemein als persönliches Glücksempfinden begreift, sondern spezifischer als „Steigerung der Intensität [...], mit welcher Nietzsche nach der Vollendung der ‚Morgenröte‘ den Kampf fortsetzt“ (Baeumler 1930, 328). Baeumler spricht martialisch von einer Verschärfung „des Angriffs“ (ebd.); dazu passende Ausdrücke wie „Hauptgegner“, „schneidendste[] Kritik“ (ebd., 330), „Krieg“ (ebd., 332), „Kraft“ und „Dolchstich“ (ebd., 333) stecken das semantische Feld dieser Deutung ab. Die laut Baeumler mit FW intensivierten Attacken richten sich seines Erachtens gegen lebensfeindliche Moral, dekadente Kultur und demokratischen Liberalismus, wobei er N. in nationalistischer Gesinnung gegen den Vorwurf verteidigt, ein „Deutschenfeind“ zu sein; N. verachte lediglich die liberalen Deutschen seiner Gegenwart und fordere dagegen die ‚Züchtung‘ eines neuen, mitleidlosen Menschen-Typus. Der nationalsozialistischen N.-Vereinnahme ist damit zumal von FW aus der Weg gebahnt; von den Interpretationen des ausgehenden 20. Jahrhunderts, die FW wegen ihrer unpolemischen

„Ausgewogenheit“ gegenüber den „überspannten“ Tönen aus N.s Spätwerk bevorzugen, bleibt Baeumler denkbar weit entfernt. Obwohl er durchaus auf einzelne „Aphorismen“ aus dem Werk verweist oder kürzere Passagen aus ihnen zitiert, ist seine Tendenz klar erkennbar, es gerade von späteren Texten aus bzw. als deren Vorbereitung zu deuten: Explizit angeführt werden in diesem Zusammenhang JGB und WzM, aber natürlich auch Za, wobei der Hinweis auf „die Lehre von der Ewigen Wiederkunft“ und den ersten öffentlichen Auftritt von deren späterem „Verkünder [...] Zarathustra“ (ebd., 325) in den Schlussabschnitten des Vierten Buchs FW 341 und 342 auch hier nicht fehlen darf.

In Karl Löwiths 1935 zuerst erschienener Monographie *Nietzsches Philosophie der ewigen Wiederkunft des Gleichen* (2. Auflage 1957 mit „Wiederkehr“ statt „Wiederkunft“ im Titel) kommt FW ebenfalls zur Sprache. Löwith legt das inzwischen längst etablierte Drei-Phasen-Modell zugrunde, präzisiert jedoch, ähnlich wie Förster-Nietzsche, dass nur „die vier ersten Bücher der *Fröhlichen Wissenschaft*“ die zweite „Periode“ beenden (Löwith 1987, 125); das Fünfte Buch klammert er aufgrund der späteren Entstehung damit aus. Löwith legt dieselbe Hochschätzung der ‚Wiederkunftslehre‘ wie schon 1894 Andreas-Salomé an den Tag und stipuliert: „Die dritte Periode beginnt auf dem Grunde des Gedankens der ewigen Wiederkehr mit dem *Zarathustra* und endet mit *Ecce homo*. Sie allein enthält Nietzsches eigene Philosophie.“ (Ebd.) Indes geht auch Löwith nicht von ganz strikten ‚Periodengrenzen‘ aus, sondern charakterisiert FW seinerseits auf die schon bekannte Weise als Übergangswerk, wenngleich stark eingeschränkt auf konkrete Textpassagen. So meint er einen „kritische[n] Überschnitt von der zweiten zur dritten Periode“ zu erkennen, „der sich nachträglich in den Aphorismen 341 und 342 ausspricht“ (ebd.), wobei die Rede von Nachträglichkeit insofern irreführend ist, als diese Abschnitte bereits in der Erstausgabe von 1882 enthalten waren und – wie alle älteren Textteile – in der Neuausgabe von 1887 unverändert blieben.

Auch Karl Jaspers neigt in seinem 1936 erstmals erschienenen Buch *Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens* dazu, FW als bloßen Übergang zu Za zu verstehen. Nicht nur als Abschluss von Altem erscheint FW bei ihm, sondern auch als Übergang zu Neuem. Das Schema ähnelt vor allem in puncto ‚Unfröhlichkeit‘ dem Zieglers stark. Jaspers konstatiert: „Seit 1881 wußte Nietzsche also auch mit inhaltlicher Entschiedenheit, daß etwas ganz Neues beginne. In der Folge kommt es im Erschrecken und mit dem Bewußtsein eines ungeheuren Ernstes zum Ausdruck. [...] Die erste Erscheinung dieses Neuen ist im Werk der ‚Zarathustra‘, nachdem in der ‚Morgenröte‘ schon die frühesten Spuren, in der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ deutliche Anfänge sich gezeigt haben. Angesichts dieses Neuen – noch bevor der Zarathustra da ist –

rechnet Nietzsche die ‚Fröhliche Wissenschaft‘ schon im Augenblick ihres Abschlusses noch zum Vergangenen der zweiten Periode [...]. Mit dem ersten Buch des Zarathustra dagegen ist sich Nietzsche sogleich des außerordentlichen Einschnittes im Werk bewußt“ (Jaspers 1936, 37). Wie die zuvor genannten Autoren im Gefolge Andreas-Salomés vertritt Jaspers ebenfalls ein Drei-Perioden-Modell von N.s Werk, wonach FW in „Nietzsches endgültiger Philosophie“ (ebd., 32) mündet, die für ihn ebenfalls fulminant mit Za beginnt (obwohl Jaspers der ‚ewigen Wiederkehr‘ wegen ihrer „faktischen Bodenlosigkeit“ [ebd., 322] ablehnend gegenübersteht).

Eine schon deutlich prominentere Bedeutung kommt FW in Martin Heideggers einflussreicher N.-Interpretation zu, die freilich ebenfalls auf Za (als „Vorhalle“) und vor allem auf WzM (als geplantes „Hauptwerk“) konzentriert ist (HGA 6/1, 9 f.). Heideggers N.-Rezeption hatte entscheidenden Anteil an der Etablierung der neueren philosophischen N.-Forschung und prägte lange Zeit weltweit das N.-Verständnis. In Heideggers prominentem Aufsatz *Nietzsches Wort „Gott ist tot“* von 1943 heißt es über FW 125 (einen Text, der nicht zuletzt durch Heideggers Auslegung zu den bekanntesten Abschnitten der gesamten Schrift gehört): „Nietzsche hat das Wort ‚Gott ist tot‘ zum ersten Mal im dritten Buch der 1882 erschienenen Schrift ‚Die fröhliche Wissenschaft‘ ausgesprochen. Mit dieser Schrift beginnt der Weg Nietzsches zur Ausbildung seiner metaphysischen Grundstellung.“ (HGA 5, 214) Heidegger deutet FW also ebenfalls als Übergangswerk, hebt aber nicht auf den Abschluss des Alten, vielmehr auf den Beginn des Neuen ab. Mit diesem Neuen als dem Ausbau einer „metaphysischen Grundstellung“ ist gemeint, dass der ‚eigentliche‘ N. als der Denker des Nihilismus die letzte Vollendungsgestalt der abendländischen Metaphysik sei. Heidegger dekretiert: „Der Versuch, Nietzsches Wort ‚Gott ist tot‘ zu erläutern, ist gleichbedeutend mit der Aufgabe darzulegen, was Nietzsche unter Nihilismus versteht, und so zu zeigen, wie Nietzsche selbst zum Nihilismus steht.“ (Ebd., 217) Auch in dem auf Vorlesungen, Vorträgen und Abhandlungen aus der Zeit zwischen 1936 und 1949 zurückgehenden, zweibändigen *Nietzsche-Buch*, das in erster Auflage 1961 erschien, geht Heidegger auf FW ein und stellt heraus, dass es sich dabei um eine „Wandlung“ in N.s Denken handle. Im Abschnitt „Die ewige Wiederkehr des Gleichen“ in *Nietzsche I* heißt es hinsichtlich N.s ‚Lehre‘ von der ewigen Wiederkunft, die Heidegger zusammen mit dem Gedanken des Willens zur Macht als N.s Bestimmung des ‚Seins des Seienden‘ versteht, abermals, dass mit FW das ‚eigentliche‘ Denken N.s beginne: „Mit dem Augenblick, da ‚der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke‘ über ihn kam, wurde die schon seit einiger Zeit sich bahnbrechende Wandlung seiner Grundstimmung endgültig. Die Vorbereitung einer Wandlung“ erblickt Heidegger zwar bereits in M, die „endgültige Festigung der gewandelten Grundstimmung,

aus der heraus Nietzsche erst fest in sein Schicksal kommt“, geschehe dagegen in FW (HGA 6/1, 234). Da sich Heidegger im zitierten Kapitel mehr für die ‚ewige Wiederkunft‘ als für den ‚Tod Gottes‘ interessiert, thematisiert er hier nicht FW 125, sondern FW 341 (und FW 342) als „Nietzsches erste Mitteilung der Wiederkunftslehre“ (ebd., 238).

Die eigentliche Aufwertung von FW als eigenständigem Werk ereignete sich aber erst in der Forschung der 1970er Jahre. Eine wichtige Rolle kommt hierbei Walter Kaufmann zu. Kaufmann, der im Gegensatz zu Heidegger generell für eine Bevorzugung der veröffentlichten Werke gegenüber dem Nachlass eintritt, beginnt die „Translator's Introduction“ seiner 1974 erschienenen englischsprachigen Übersetzung von FW (unter dem Titel *The Gay Science*) mit den programmatischen Worten: „*The Gay Science* is one of Nietzsche's most beautiful and important books.“ (Kaufmann in Nietzsche 1974, 3) Kaufmann reflektiert die Unterschiede zwischen den beiden Ausgaben von FW (1882 u. 1887) und hebt hervor, dass es sich um ein durchkomponiertes, wohlstrukturiertes Werk handelt, das missverstanden werde, wenn man es als lose Sammlung voneinander unabhängiger Aphorismen liest: „What may at first seem to be a haphazard sequence of aphorisms turns out to be a carefully crafted composition in which almost every section means much more in context than will ever be noted by readers who assume, in flat defiance of Nietzsche's own repeated pleas to the contrary, that each section is a selfsufficient aphorism. The structure is extremely important“ (ebd., 15). In diesem Zusammenhang betont Kaufmann auch, dass die lyrischen Paratexte, „the Prelude and Appendix, a substantial part of the book“ ausmachen (ebd., 3) Dessen ungeachtet verfährt Kaufmann in seinen Ausführungen zu „The Structure of *The Gay Science*“ stark gewichtend und kapriziert sich – durchaus im Sinne älterer Lesarten, v. a. Heideggers – auf die Abschnitte FW 125 und FW 340–342. Den Hauptakzent legt er auf den Gedanken der ‚ewigen Wiederkehr‘, der vor dem Hintergrund der Diagnose ‚Gott ist tot‘ zu verstehen sei (vgl. ebd., 15). Darüber hinaus und damit verbunden erblickt Kaufmann in der Abfolge der einzelnen ‚Bücher‘ von FW einen stetige Qualitätssteigerung, die – entsprechend den Selbstaussagen N.s nach Erscheinen der Erstausgabe – im Vierten Buch gipfele: „[O]f the first four books which comprised the original edition, *Sanctus Januarius* is the most impressive. There is a steady crescendo. Book I is inferior to what follows; Book II gradually picks up strength; Book III is far better still“ (ebd., 20). Das Fünfte Buch, das erst in der zweiten Ausgabe von 1887 hinzukam, gehört für Kaufmann nicht mehr in diese aufsteigende Linie, sondern stehe dem Rest eher wie ein eigenständiger Text gegenüber, der aber für das Spätwerk durchaus wichtig sei: „Book V is late Nietzsche and belongs with the major works of his maturity“ (ebd.). Gleichwohl betont Kaufmann nicht bloß allgemein, dass FW V

„picks up themes introduced earlier“ (ebd., 15), sondern konkretisiert dies mit Blick auf den von ihm abschließend noch besonders hervorgehobenen Themenkomplex „Germans, Jews, and Women“ (ebd., 21), indem er auf Verbindungen zwischen Abschnitten aus dem Zweiten (FW 68 u. 71), Dritten (FW 134–140 u. 149) und Fünften Buch (FW 356–358 u. 361) hinweist. Darüber hinaus enthalte FW aber auch „some of Nietzsche’s most sustained treatments of important epistemological questions as well as some of his most profound observations about art and ethics“ (ebd.), so dass FW – neben Za und den späteren Schriften – als eines der wichtigsten Werke N.s zu betrachten sei.

Ähnlich wie Kaufmann, dessen Wertschätzung von FW aber noch überbietend, äußert sich Giorgio Colli in seinem Vorwort zu einer italienischen Taschenbuchausgabe von 1977, das 1980 auf Deutsch als Nachwort in KSA 3 abgedruckt wurde und schon dadurch besondere Autorität erhielt: „*Die fröhliche Wissenschaft*“, so Colli, besitzt „geradezu reformierenden Charakter; sie ist Nietzsches gelungenster Versuch philosophischer Mitteilung“ (KSA 3, 660). Colli betont nicht nur, wie bereits frühere Interpreten, den Übergangs- oder Wandlungs-Charakter von FW, wenn er von ihrem „reformierenden Charakter“ spricht; vielmehr hält er FW für N.s ‚bestes‘ philosophisches Werk überhaupt und stellt sie in dieser Hinsicht also auch über Za, das Spätwerk oder den späten Nachlass – womit er die von der älteren Forschung etablierte Rangordnung vollends verwirft. Durch die Brille von N.s nachträglicher Vorrede erblickt er in FW eine „einzige Erfahrung völliger ‚Gesundheit‘“, die Colli als „magische[n] Augenblick der Ausgewogenheit“ beschreibt und auf die hiermit ins Werk gesetzte „Koexistenz“ von „Dichter und Wissenschaftler“ bezieht (ebd.), wie sie bereits in der zeitgenössischen Rezension von Ernst Wagner angesprochen wurde. Der Grundcharakter der Schrift sei demgemäß „die Heiterkeit und das souveräne, ganz leichte In-der-Schwebe-Bleiben“ (ebd., 662). Dies gelte allerdings nur für die Erstausgabe von FW, die auch Colli im Vierten Buch gipfeln sieht. Explizit klammert er die in der zweiten Ausgabe hinzugekommenen Textpartien aus, insbesondere das Fünfte Buch, das er, auch hierin Kaufmann radikalisierend, nicht nur vom Rest absetzt, sondern vor allem gegenüber FW IV deutlich abwertet. Colli meint am Ende seines Vor- bzw. Nachwortes: „Während das abschließende Buch der ersten Auflage, ‚Sanctus Januarius‘, jenen bereits angedeuteten Höhepunkt einer magischen Harmonie erreicht, gelingt es den späteren Zusätzen nicht mehr, dieses äußerst empfindliche Gleichgewicht zu halten. Man vergleiche – als ein Beispiel unter vielen – den Aphorismus 373, der grimmig die Wissenschaft kritisiert, mit dem davorliegenden Aphorismus 293, der gelassen und scharfsinnig ihre Anerkennung fordert.“ (Ebd., 663) Colli attestiert dem Fünften Buch also insgesamt einen gereizten, aggressiven Tonfall, wohingegen derjenige der Erstausgabe noch viel ausgewogener sei.

Diesem Urteil schließen sich wenig später erschienene Nachworte an. So erblickt auch Ralph-Rainer Wuthenow im Nachwort zur Insel-Ausgabe von 1982 im Vierten Buch den Höhepunkt der „Heiterkeit“, im Fünften Buch jedoch „eine Radikalisierung von Nietzsches Position, [...] eine Verdüsterung der Prognosen, überdies eine zunehmende Schroffheit des Tones“ (Wuthenow 1982, 314 f.). Und ähnlich vernimmt ebenfalls Renate Reschke in ihrem „Essay“ zur 1990 erschienenen Leipziger Reclam-Ausgabe in FW V einen „Ton der Polemik“, mit dem „die Position des Ausgleichs verlassen“ werde, der in den früheren Werkteilen vorherrschende (Reschke 1990b, 392). Dies hielt Lampert 1993, 299–442 jedoch nicht davon ab, in seiner Monographie *Nietzsche and Modern Times* dem Fünften Buch besondere Aufmerksamkeit zu widmen, das er zu einem philosophischen Grundlagentext von epochaler Bedeutung erklärte (vgl. ebd., 302) und als erster Interpret Abschnitt für Abschnitt durchsprach.

In den Jahren um die Jahrtausendwende intensivierte sich die forschersche Auseinandersetzung mit FW nochmals. Für die ältere Beschäftigung mit dem Werk standen, abgesehen von der Frage nach der Übergangsfunktion zur ‚reifen Philosophie‘ N.s, einzelne Themen (Tod Gottes, Ewige Wiederkehr) und Abschnitte (vor allem FW 125 und FW 341) im Vordergrund. Demgegenüber rückte FW in der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts, vorbereitet durch die Aufwertung in den essayistischen Vor- und Nachworten zu den neueren Ausgaben, verstärkt in den Fokus von umfangreicheren, weiter ausgreifenden und detaillierteren Spezialuntersuchungen. So veröffentlichte Marco Brusotti, der im 1991 erschienenen Kindler-Artikel FW auf der Linie Collis als „eine Art goldene Mitte im Werk Nietzsches“ bezeichnete (Brusotti 1991, 426), im Jahr 1997 seine wichtige Monographie *Die Leidenschaft der Erkenntnis*. Darin befasst er sich im vierten und fünften Kapitel eingehend mit FW und deutet die Erstausgabe von 1882 insbesondere in Bezug auf das Verhältnis von philosophischer Wahrheit und ästhetischem Schein als N.s „Abschied von der Freigeisterei“ (Brusotti 1997b, 490). Ebenfalls 1997 erschien in Band 26 der *Nietzsche-Studien* mit einer eigenen Sektion zu FW eine Reihe von Spezialbeiträgen, die auf eine Tagung zurückgehen, welche im Jahr 1995 in Sils-Maria stattfand und der FW-Forschung weitere neue Impulse im Hinblick auf konzeptionelle, aber auch editions-geschichtliche Aspekte des Werks gab (Brusotti 1997a, Groddeck 1997, Mattenklott 1997, Reschke 1997 u. Salaquarda 1997). In den 1990er Jahren erstarkte ferner die Quellenforschung zu FW, wovon diverse Nachweisbeiträge in den *Nietzsche-Studien* seit 1990 zeugen, aber auch die quellenphilologischen Erkenntnisse über einzelne FW-Abschnitte in Andrea Orsucci's monographischer Studie *Orient – Okzident. Nietzsches Versuch einer Loslösung vom europäischen Weltbild* (1996).

Im Jahr 2000 erschien auf Englisch die erste ausschließlich FW gewidmete Monographie; unter dem Titel *Comic Relief* vertrat Kathleen Marie Higgins da-

rin die innovative These, dass N.s Werk nicht nur eine ‚fröhliche‘ oder ‚heitere‘ Grundstimmung, sondern geradezu eine humoristische Intention erkennen lasse. Dabei wandte sie sich nicht nur den großen Themenkomplexen wie Kunst, Frauen, Tod Gottes und ewige Wiederkehr zu, sondern vergleichsweise ausführlich auch den lyrischen Texten des Vorspiels. Allerdings konzentriert sich Higgins weitgehend auf die Erstausgabe von FW; das Fünfte Buch wird abschließend nur flüchtig gestreift (vgl. Higgins 2000, 169–172), während Vorrede und Anhang nahezu gänzlich ausgespart bleiben.

Neue Wege sucht in seinem Nachwort zur ebenfalls 2000 veröffentlichten Reclam-Ausgabe von FW auch Günter Figal zu beschreiten, wenn er meint, es handle sich bei diesem Werk um die „philosophische Fassung eines Romans“, weshalb es auch zu lesen sei „wie ein Roman“ (Figal 2000b, 314). Diese These wurde indes in jüngerer Zeit aus literaturwissenschaftlicher Sicht zurückgewiesen (vgl. Zittel 2015, 53) – mit Recht, auch wenn natürlich gegen die von Figal (ähnlich wie schon von Kaufmann in Nietzsche 1974, 15) angeratene Lektüre des Buchs „im Zusammenhang, mit Aufmerksamkeit auf seine Komposition“ (Figal 2000b, 314) prinzipiell nichts einzuwenden ist. Aber diese Lektüreempfehlung gilt auch für andere Werke N.s, ohne dass diese als Romane zu klassifizieren wären. Zugleich versichert Figal aber, es gehe nicht darum, „Philosophie und Wissenschaft mit der Kunst zu identifizieren“ (ebd., 320). Außerdem repetiert er mehrere Topoi der Rezeptionsgeschichte seit den 1970er Jahren. So findet sich bei ihm etwa die an Kaufmann und Colli erinnernde Ansicht wieder, N.s Denken sei in FW nicht nur an einem Wendepunkt angekommen, sondern im Vergleich mit „seine[n] späteren Bücher[n]“ besonders „glücklich realisiert“ (ebd., 324), ganz „ohne [...] verkrampte Polemik“, dafür mit großer „Leichtigkeit und Eleganz philosophischer Artikulation“ (ebd., 325). Ja, es handle sich „vielleicht“ sogar um „das klarste philosophische Buch der Moderne überhaupt“ (ebd.), dessen Grundzug Figal als einen ‚freigeistigen Perspektivismus‘ charakterisiert (vgl. ebd., 318). Darüber hinaus folgt er Kaufmann und Colli auch darin, den konzeptionellen Mittel- und Höhepunkt von FW im ‚heiterbejahenden‘ Vierten Buch zu sehen. Dieses handle „vom Autor selbst“ (ebd., 321), wobei schließlich in FW 341 „die Vorstellung der ewigen Wiederkunft [...] zum Prüfstein des Jasagenkönnens“ zum „eigenen Leben“ werde (ebd., 323). Anders als Colli und Reschke nimmt Figal allerdings das in der neuen Ausgabe von 1887 hinzugefügte Fünfte Buch von den „missionarischen, rechthaberischen Töne[n]“ aus, „die manches im Werk des späteren Nietzsche problematisch machen“ (ebd., 324). Hier zeichnet sich eine – in der deutschsprachigen Forschung nicht selbstverständliche – Tendenz zur Rehabilitierung von FW V ab, die von der neueren Sekundärliteratur der 2010er Jahre dann verstärkt fortgesetzt wurde.

Das internationale Forschungsinteresse an FW intensivierte sich in der letzten Dekade vor dem Erscheinen von NK 3/2 nochmals und förderte gleich mehrere einschlägige Publikationen zutage, die sich zum Ziel setzten, die von der neueren Forschung gebahnten Wege weiterzugehen und zugleich weitere innovative Zugänge zu erschließen. Abgesehen von dem primär für Studienanfänger bzw. interessierte Laien konzipierten englischsprachigen Einführungsband von Langer 2010 ist zunächst der ebenfalls 2010 von Chiara Piazzesi, Giuliano Campioni und Patrick Wotling herausgegebene Sammelband *Lecture della ‚Gaia scienza‘ / Lectures du ‚Gai savoir‘* zu nennen. Er enthält Beiträge auf Deutsch, Französisch und Italienisch zu ausgewählten Themen und Teilen von FW, vor allem zum Zweiten und Fünften Buch (vgl. die Beiträge von Bailey, Branco, Wotling und Stegmaier), aber auch zu einzelnen Abschnitten wie insbesondere zu dem forschungsgeschichtlich bedeutenden, gleich in vier Aufsätzen behandelten Abschnitt FW 354 (vgl. Garcia, Gori, Kupin und Sooväli) sowie zu leitenden Motiven wie Physiologie, Leib und Gesundheit (vgl. Souladié, Faustino und Müller) oder Geschlecht/Weiblichkeit und Liebe (vgl. Marton und Piazzesi).

Im Unterschied zu diesem selektiven Zugriff auf FW im Ganzen widmet sich die umfangreiche Monographie von Werner Stegmaier, die 2012 unter dem Titel *Nietzsches Befreiung der Philosophie. Kontextuelle Interpretation des V. Buchs der „Fröhlichen Wissenschaft“* erschienen ist, ausschließlich den 41 Abschnitten des Fünften Buchs (FW 343–383). Entgegen dessen (im deutschsprachigen Raum) langanhaltender Marginalisierung bzw. Degradierung nimmt Stegmaier es gezielt unter die Lupe, und zwar mit dem Anspruch, es als die Vollendung von N.s ‚aphoristischem‘ Denken zu erweisen. Zwar wurde, wie angedeutet, eine Aufwertung des Fünften Buchs schon von anderen Autoren vereinzelt vorbereitet bzw. vorgenommen (vgl. neben den bereits genannten auch Schacht 1988, bes. 70 f. u. 76–83, Giametta 1998 und Young 2010, 439–449). Doch Stegmaier erklärte FW V mit besonderem Nachdruck nicht nur zum wichtigsten Part von FW, sondern von N.s Denken überhaupt. Stegmaier ist überzeugt: „Im V. Buch der FW erreicht Nietzsches Philosophieren den Gipfel seiner befreienden Fröhlichkeit und seine Kunst des Aphorismus ihre volle Reife und größte Dichte. Sein zuvor nach dem Vorbild Voltaires in viele Richtungen weisendes Philosophieren konzentriert sich, strafft sich, zielt nun auf die grundlegenden Fragen; Nietzsche erlaubt sich keinerlei Entspannungen, Abweichungen, Beiläufigkeiten mehr; unter seinen Aphorismen-Büchern ist das V. Buch der FW das prägnanteste.“ (Stegmaier 2012b, 61) Wie so oft bei steilen Thesen, ist freilich auch hier Vorsicht angebracht.

Einen neuen, wichtigen Schritt zur systematischen Erschließung und Würdigung von FW als Gesamtwerk stellt der deutsch- und englischsprachige ‚koo-

perative Kommentar‘ dar, den Christian Benne und Jutta Georg 2015 in der Reihe *Klassiker Auslegen* herausgegeben haben. Dem üblichen Aufbau der Reihe entsprechend, liefern die einzelnen, von amerikanischen, deutschen, italienischen und französischen Forschenden verfassten Beiträge dieses Bandes, der Anordnung des zugrunde liegenden Werks folgend, Interpretationen zu allen Teilen von FW (in der zweiten Fassung von 1887) – von der Vorrede bis zum Anhang. Damit wurde eine repräsentative Gesamtdarstellung zu FW vorgelegt, die allerdings insofern kein geschlossenes und vollständiges Bild abgibt, als zum einen recht unterschiedliche Interpretationsansätze zu Wort kommen und zum anderen das Aufsatzformat *per se* nur skizzenhafte Überblicksdarstellungen mit mehr oder weniger stark selektiver Gewichtung erlaubt. Die Tiefenschärfe eines ausdifferenzierten Stellenkommentars kann dadurch natürlich nicht erreicht werden.

Der 2016 von Katharina Grätz und mir herausgegebene Tagungsband *Nietzsche zwischen Philosophie und Literatur. Von der „Fröhlichen Wissenschaft“ zu „Also sprach Zarathustra“* gehört ebenfalls in das Spektrum jüngerer Publikationen, die ein eigenes Gewicht auf die Untersuchung von FW legen und dabei neue thematische und methodische Akzente setzen. So beschäftigen sich die in dem Band enthaltenen zwölf Beiträge zu exemplarischen Teilen von FW (aus der Vorrede, dem Ersten, Zweiten, Dritten und Fünften Buch) durchgängig mit der im Bandtitel angezeigten Frage nach der Bedeutung der literarischen Form und poetologischen Thematik von FW, die damit ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Der Band geht nicht mehr, wie ältere Forschungsbeiträge, von einer teleologischen ‚Entwicklung‘ von FW zu Za aus, wohl aber von einer darstellerischen und thematischen Schnittmenge beider Werke, die über die ‚Verklammerung‘ durch den Schluss von FW IV und den Beginn von Za I weit hinausreicht. Der hierbei ausgeblendeten, aber sachlich eng damit zusammenhängenden Frage nach den lyrischen Anteilen von FW widmen sich mehrere Aufsätze in dem ebenfalls von Katharina Grätz und mir 2017 herausgegebenen Band *Nietzsche als Dichter. Lyrik – Poetologie – Rezeption* (vgl. die Aufsätze von Wenner, Forrer und Patoussis) sowie ausführlicher noch in dem im selben Jahr von Christian Benne und Claus Zittel edierten *Kompendium zu Nietzsche und die Lyrik* (vgl. die Beiträge von Kaufmann, Bloch, Crescenzi, Baldelli, Itoda, Günther, Schubert, Benne, Stegmaier und Wokalek).

In seiner 2018 veröffentlichten Monographie *Le gai savoir de Nietzsche. Une manière divine de penser* unternimmt Olivier Ponton den Versuch, FW primär von den beiden prominenten Themen des Gottestodes und der ewigen Wiederkunft aus zu erschließen und innerhalb der älteren sowie neueren europäischen Geistesgeschichte zu kontextualisieren, wobei einzelne Abschnitte wie FW 125, FW 276, FW 324 und FW 341 wiederholt umkreist werden. Während

der Arbeit am vorliegenden Kommentar erschien schließlich auch Michael Ures englischsprachige Einführung zu FW (Ure 2019), die ausgewählte Abschnitte aus allen fünf Büchern betrachtet. Ure legt die zweite Ausgabe von 1887 zugrunde, reflektiert schon in seiner Kapitelanordnung die spätere Entstehung der Vorrede, die entsprechend erst am Schluss behandelt wird, spart jedoch die lyrischen Rahmen-Texte aus.

Aus dem weiteren Spektrum der Spezialpublikationen zu FW seien zuletzt noch einige einschlägige Überblicksartikel in verschiedenen Kompendien und Handbüchern erwähnt: Schacht 1988, Koelb 1990, Magnus/Higgins 1996, 35–38, Ries/Kiesow in NH 111–119, Janaway 2013 und Jenkins 2018, sowie ausführlichere Buchkapitel: Young 1992, 92–116, Franco 2011, 161–224, Lampert 2017, 203–336 (vor allem zu FW IV), Ansell-Pearson 2018a, 113–134, Meyer 2019a, 183–258 und Saarinen 2019, 116–184.

